~~Th. Wiss. deutsch. p. 4.~~

P. o. germ. 1208.

(2013

<36627326560010

<36627326560010

Bayer. Staatsbibliothek

Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens.

Aus den Archiven der Natur gezogen.

It is in Life as 'tis in painting:
Much may be right, yet much be wanting.

PRIOR.

Mit allerhöchst-gnädigst Kaiserl. Privilegio.

Carlsruhe
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1776.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek

Vorbericht.

Ueberhaupt, meine werthesten Leser, ist es wie Ihr saget: — ein Autor kann sein Buch nie zu gut machen. — Nicht eben darum, weil der Leser das Buch bezahlen muß; denn ein Buch müßte unbegreiflich schlecht seyn, aus welchem man gar nichts lernen könnte; und das, was man daraus lernen kann, müßte sehr wenig werth seyn, wenn es die etliche Groschen nicht werth wäre, die man, über den Werth des Buchs, als Maculatur betrachtet, bezahlen muß: — Sondern, weil die Absicht, oder die Absichten, welche ein Schriftsteller sich vorgesezt zu haben geachtet wird, in einigem erträglichen Grade durch nichts anders als durch die innerliche Güte seines Werkes erreicht werden können.

Ich bin von der Wahrheit dieses Sazes so überzeugt, daß, wenn es nur an meinem Willen

len läge, dieses Buch, welches ihr, es sey nun aus Vorwiz, oder Lehrbegierde, oder Langerweile, oder Liebe zum Lesen, oder Tadelsucht, oder irgend einer andern Eitelkeit, gekauft, oder von einem guten Freunde geborgt habt, um es zu lesen, oder zu durchblättern, oder zu recensieren, oder zu tadeln, u. s. w. — das lehrreicheste, gründlichste, wizigste und angenehmste Buch in der Welt seyn, und von dem allerbelesensten Polyhistor bis zum unbelesensten Denker, vom Premierminister bis zum Canzleycopisten, vom Feldmarschall bis zum Fähndrich, vom Kaiser bis zu Bürgermeister und Rath der Stadt Buchhorn, und von der Göttinn bis zu ihrer Iris, von allen, welche lesen können, für das angenehmste und unterhaltendste unter allen Werken, die jemals in Kalbleder oder Carton eingebunden worden sind, gehalten werden sollte.

Sintemal aber, nach der Ordnung der Natur (wie Cervantes nach dem Horaz, und Horaz nach unzählichen andern, bemerkt hat) niemand andre Kinder, als welche seinem Bilde ähnlich sind, zeugen kann: So ist auch alles,

les, was ich, um euch meinen guten Willen zu beweisen, thun kann, daß ich mich bestrebe, diesem Kinde meines Geistes wenigstens allen den Verstand, Wiz, und guten Humor, und alle die Empfindung, Gutherzigkeit, und Wohlgesinntheit, womit mich der Himmel bey meiner Versendung in diese Unterwelt auszusteuren für gut befunden hat, so freygebig mitzutheilen, als es die Klugheit, (welche will, daß ein Vater auch noch für sich selbst behalten solle) nur immer gestatten konnte.

Meine geringste Absicht ist, daß es euch amüsieren, meine vornehmste, daß es euch besser machen möchte. Ich bin offenherzig über diesen Punct; denn ich sehe nicht, wozu es dienen könnte, ein Geheimniß daraus machen zu wollen.

Da ich euch so gut zu kennen glaube, daß ich bis zur Evidenz überzeugt bin, meinen lezten Zweck nur durch den ersten erreichen zu können: So entschloß ich mich, — von dem Augenblick an, da ich, aus Antrieb meines Agathodämons — oder irgend eines andern Dämons von der Mittelgattung — mich hin-

sezte, für euch zu arbeiten, — das kleine Interesse meiner Eitelkeit oder Ruhmbegierde, wenn Ihr es so nennen wollt, mit zwanzig andern eben so kleinen Nebenabsichten, meinem grossen Endzweck, dem, der allein ein Werk seinen Urheber überleben machen kann, aufzuopfern. Ich entschloß mich, lieber weniger weise zu scheinen, als meinen Zweck zu verfehlen; lieber von leichtsinnigen oder blöden Beurtheilern dafür angesehen zu werden, als ob ich keine so ernsthafte Absicht habe, als euch durch die wichtige Miene, welche bey gewissen Modernen den Philosophischen Bart und Mantel ersezen muß, und durch die Monotonie einer didactischen Ordnung, einzuschläfern.

Mich deutlicher und näher über das Wesen und die Form dieses Werkes (welches, nach meinem Plan, mit dem ersten Bande noch nicht geschlossen ist) vernehmen zu lassen, däucht mir, nach dem, was ich vom Titelblatt an bisher schon gesagt habe, wo nicht überflüssig, doch entbehrlich; und diejenige unter euch müßten blöde Augen haben, welche dies alles nicht eben so gut als ich selbst wissen sollten, wenn

sie

sie bis zum lezten Blatt des lezten Theils gekommen seyn werden. Denn, in der That, kann man (wie der grosse Ritter Don Quixotte von Mancha weislich sagt) denjenigen, ohne Bedenken, blind nennen, der nicht durch ein Sieb sehen kann.

Ich weiß es übrigens nur gar zu wohl, wozu ich mich anheischig mache, indem ich euch hoffen lasse, Belustigung für euern Wiz, und Unterhaltung für euren Kopf — vielleicht, auch für euer Herz, — in einem Buche zu finden, welches, nach meinem bereits abgelegten Bekenntniß, eine ganz andere Absicht hat. Ich weiß, lieben Leser, alles was ihr von mir zu fodern berechtiget seyd. Aber erlaubet mir zu sagen, daß ich eine eben so gerechte Gegenforderung an euch zu machen habe. Wenn ich euren Wiz belustigen, und euer Herz unterhalten soll, so kann ich mit der äussersten Billigkeit nicht weniger von euch verlangen, als — daß ihr schon Wiz und Herz habet, eh ihr zu lesen anfangt; denn kein Prometheus bin ich nicht. Ich kann euch keines von beyden geben, und es wäre, aufs gelindeste gesprochen,

sehr Sultanisch von euch, wenn ihr amüsiert seyn wolltet, ohne amüsabel zu seyn. Der Himmel wolle, daß über diesen Punct kein Streit zwischen euch und mir entstehe! denn in der That, ich wüßte nicht, wer Richter seyn könnte.

Indessen ist zu meiner Rechtfertigung genug, daß ich mich deutlich erklärt zu haben glaube, für was für eine Art von Lesern ich diese Beyträge zur geheimen Geschichte des Menschen aus den Archiven der Natur gezogen habe. Mehr kann, wie Fielding bemerkt, ein Schriftsteller nicht thun, um seine Leser vor einem Kaufe zu warnen, der sie reuen könnte. Ein Talisman, oben auf der ersten Seite, wodurch das ganze Buch für alle, die es nicht lesen sollten, zu weissem Papier würde, wäre freylich noch besser. Aber, leider! — Es geht mir wie euern Philosophen. Auf die Magie verstehe ich mich so ziemlich; aber — zaubern kann ich nicht.

Beyträge
zur
geheimen Geschichte
des
menschlichen Verstandes und Herzens.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

1.

Vor undenklichen Jahren (sagt eine alte Mexicanische Tradition) kam ein grosser Comet, auf seiner Reise um die Sonne, — man weiß nicht aus welcher Veranlassung, — dem Planeten, welche unsre Vorfahren bewohnten, so nahe, daß sie, nach menschlicher Weise zu reden, handgemein mit einander wurden.

Das Gefechte war eines der hartnäckigsten, welche seit langer Zeit in den Gefilden des Ethers vorgefallen waren. Die besondern Umstände davon sind, aus Mangel beglaubter Zeugnisse unbekannt. Alles, was wir davon sagen können, ist, daß, nachdem der Mond seiner Schwester Erde zu Hülfe gekommen, der Comet sich endlich genöthiget fand, mit Zurücklassung des größten Theils von seinem Schweife, die Flucht zu ergreiffen, und, es sey nun aus Poltronnerie oder Scham über seine mißlungene Unternehmung, sich im leeren Raume so weit zu verlauffen, daß er, nach der Meynung

der

der besten Chinesischen Sterngucker, bis auf den heutigen Tag den Rückweg noch nicht finden können.

Wie wichtig der Verlust seines Schweifs für ihn gewesen sey, können wir nicht bestimmen. Aber so viel ist gewiß, daß die Erde wenig Ursache hatte, sich über dieses erfochtene Siegeszeichen zu erfreuen. Denn, unglücklicher Weise, befand sich in diesem Schweife (welcher nach der mässigsten Berechnung 1'344566 Mexicanische Meilen lang, und nach Proportion breit und dick war) obenhin gerechnet wenigstens 10000 000000 Tonnen Wassers, welches, in erschrecklichen Güssen auf die arme Erde herunter stürzend, in wenig Stunden eine solche Ueberschwemmung verursachte, daß alle Menschen und Thiere des ganzen mittlern Theils der Halbkugel, welche die Antipode von den unsrigen ist, von Luisiana und Californien an bis zu der Erdenge Panama, dadurch zu Grunde giengen; wenige einzelne ausgenommen, die so unglücklich waren, in den Klüften der höchsten Gebürge einem feuchten Tod zu entrinnen, um aus Mangel an Lebensmitteln, von einem trocknen, aber unendlich mal grausamern aufgerieben zu werden.

Hüet, und seines gleichen würden kein Bedenken tragen, uns zu versichern, daß diese Tradition nichts anders als eine durch die Länge der Zeit abgenuzte, und, nach Gewohnheit der Heiden, mit Fabeln wieder unterlegte und ausgeflickte Nachricht von der allgemeinen Sündfluth sey. — —

Es kann seyn. — Aber da es eben so möglich ist, daß diese Mexicanische Ueberschwemmung nur particular gewesen, und später erfolgt als jene; und da aus Mangel zuverlässiger chronologischer Nachrichten sich in dieser Sache nichts bestimmen läßt, so — überlassen wir diese Frage, von uns unberührt, einem jeden, der sich ihrer annehmen will, — um zu derjenigen interessanten Begebenheit fortzueilen, welche der Leser, wenn er über diesen Anfang noch nicht eingeschlafen ist, im zweyten Capitel dieses rhapsodischen Werkes, mit allen Grazien der Neuheit, deren eine so alte Geschichte nur immer fähig ist, beschrieben finden wird.

2.

Ein junger Mensch, welcher jedoch alt genung war, zu wissen, daß man ihn Koxkox zu

nennen pflegte, eh dieses entsezliche Schicksal sein Vaterland befiel, hatte das Glück, der allgemeinen Zerstörung zu entrinnen, und das Unglück, allem Ansehen nach, das einzige menschliche Wesen zu seyn, welchem dieses Glück zu Theil worden war.

Koxkox glaubte sich zu erinnern, daß der Frühling, welcher, nachdem das Gewässer von den höher liegenden Orten abgeflossen war, wieder aufzublühen anfieng, wenigstens der zehente sey, den er erlebt hätte; — ein Umstand der zum Vortheil seines Verstandes wenigstens so viel beweißt, daß er $3\frac{1}{3}$ mal besser zählen konnte, als die armen Einwohner von Neuholland, welche es bis auf diesen Tag noch nicht weiter als bis zur Pythagorischen Drey haben bringen können; — wenn wir so gut seyn wollen, es den Reisebeschreibern zu glauben. — Und in der That wär' es, das wenigste zu sagen, sehr unfreundlich, wenn wir Leuten, welche so viel Gefahren und Beschwerden untergangen sind, um uns andern glebæ addictis Wunderdinge nach Hause zu bringen, eine so wenig kostende Kleinigkeit als ein Bischen Glauben ist, versagen wollten.

Zu-

Zufolge der besagten Rechnung also, mochte Koxkox, wofern er sich anders nicht überzählt hatte — welches grössern Chronologen, als er, begegnet ist, und noch täglich begegnet — ungefähr vierzehn bis fünfzehn Jahre alt seyn; vorausgesezt, daß er sich wenigstens bis auf sein fünftes Jahr habe zurück erinnern können, welches von einem Jüngling von erträglicher Fähigkeit nicht zu viel gefordert scheint.

Man weiß nicht, wie es zugegangen, daß er währender Ueberschwemmung und eine geraume Zeit hernach, sich erhalten konnte. Was seyn soll, muß sich schicken, sagten unsre Alten, — welche mit ihren Sprüchwörtern gemeiniglich mehr sagen, als viele Leute zu verstehen fähig sind; — Im Nothfall sehe ich nicht, warum wir nicht unendlichmal befugter seyn sollten, ihn durch ein Wunder zu retten, als die Chronikenschreiber des achten und etlicher folgender Jahrhunderte es waren, Wunder auf einander zu häufen, wo man nicht begreifen kann, wozu sie dienen sollen; — denn die Rettung eines Menschen in einem Falle wie dieser, scheint doch wohl dignus vindice nodus zu seyn.

Sollte aber einer oder der andere von unsern Lesern kein Liebhaber von dieser Art der Entwicklungen, — welche, im Grunde, in der That keine Entwicklungen sind, — seyn: so däucht uns, könnten sie sich billig daran begnügen lassen, daß er, besag seiner ganzen Geschichte, da war. Denn war er da, so ist die Möglichkeit seines Daseyns ausser allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der seinen Aristoteles nicht ganz vergessen hat.

3.

Das Land, worauf sich Koxkox befand, war durch die besagte Ueberschwemmung zu einer Insel geworden. Nach einiger Zeit hatte die Erde wieder angefangen, eine lachende Gestalt zu gewinnen; junge Hayne kränzten wieder die Stirne der Berge, und diese Hayne wimmelten in kurzer Zeit wieder von Papagayen und Colibri's; die Fluren, die Thäler waren voll Blumen und Früchte tragender Gewächse; — kurz, da er nun immer weniger Schwierigkeiten fand, sich fortzubringen, würde sich sein Herz der Freude wieder haben öffnen können, wenn die Einsamkeit, welche keinem Menschen gut ist, für einen Menschen von sechszehn

oder siebenzehn Jahren nicht beynahe eben so entsezlich wäre, als — für den einsiedlerischen Talapoin, — welcher, um desto ruhiger der Betrachtung des geheimnißvollen Nichts (des Ursprungs und Abgrunds aller Dinge, nach Fohi's Grundsäzen) obzuliegen, sich dreyßig ganzer Jahre aus aller männlichen und weiblichen Gesellschaft freywillig verbannt hatte, — der beleidigende Anblick eines Nymphen-ähnlichen Mädchens, das sich in seine Wildniß verirret hat.

Die Einsamkeit, — ich meyne hier eine solche, welche nicht von unserm Willen abhängt, und die in einer gänzlichen Beraubung aller menschlichen Gesellschaft besteht, — muß für Menschen, die an die Vortheile und Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt sind, ein unerträgliches Uebel seyn. Doch nicht für alle in gleichem Grade. Der Dichter, der Platonist, der Liebhaber von der schwärmerischen Art, es sey nun, daß er in eine materielle oder unsichtbare Schönheit verliebt ist; kurz die Penserosi aller Gattungen und Arten entreissen sich oft freywillig dem Getümmel der Stadt, fliehen aufs Land, in einsame

Schatten, in wilde Gegenden, wo überhangende Felsen, finstere Wälder, fernher schallende Wasserfälle die süsse Schwermuth unterhalten, welche das Element einer begeisterten Einbildung ist. Solche Leute würden sichs, wenigstens eine Zeit lang, in einer einsamen Insel, gefallen lassen können. Wenn sie anfiengen, das Leere ihres Zustandes zu fühlen, wie viele Hülfsmittel würde ihnen ihre Imagination darbieten? Sie würden Berge und Hayne und Thäler mit eingebildeten Wesen anfüllen, sie würden mit den Nymphen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverständnisse unterhalten, und wenn dieses Mittel gleich nicht immer hinlänglich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, so würde es doch genug seyn, um sie zuweilen einzuschläfern und durch angenehme Träume zu täuschen; — und alle Bonzen und Bonzinnen auf beyden Seiten des Ganges wissen, „daß angenehme Träume sehr viel sind, wenn man — nichts substanziellers haben kann."

Aber der arme **Koxkox** hatte keinen Begriff von diesen Mitteln, sich die Einsamkeit zu versüssen.

Das

Das Volk, welches in den Gewässern des Cometenschweifes ersäuft worden war, hatte sich noch in den Rudimenten des geselligen Standes befunden. Zufrieden mit den freywilligen Geschenken der Natur hatten sie noch wenig Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten zur Kunst zu entwickeln. Ihre Einbildungskraft schlummerte noch, und ihre Sprache war nur wenig reicher und wohlklingender als die Sprache der wilden Truthähne, womit ihre Wälder angefüllt waren. Die Erziehung, welche Koxkox unter einem solchen Völkchen genossen hatte, konnte ihm also wenig oder gar nichts helfen, die Beschwerlichkeiten des verlassenen Zustandes, worinn es sich befand, zu erleichtern. Hingegen ersezte sie ihm auf einer andern Seite wieder, was auf dieser abgieng; sie verhinderte ihn das Elend seines Zustandes zu fühlen.

4.

Indessen erinnerte er sich doch ganz lebhaft, daß er in seinem vorigen Zustande unter andern Kindern gewesen war, daß sie mit einander gespielt hatten, und daß unter diesen Spielen ein Tag nach dem andern wie ein Augenblick vorbeygeschlüpft war.

Er merkte, daß ihm izt die Tage länger vorkamen; oft so lange, daß es nicht auszustehen gewesen wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, sich irgend in ein dickes Gebüsche hinzulegen, und den ganzen langen Tag so gut hinweg zu schlafen, als ob es nur eine einzelne Stunde gewesen wäre. Lebhafte Träume versezten ihn in die Tage seiner Kindheit zurück, er jagte sich mit seinen Gespielen durch Gebüsche, sie plätscherten mit einander in kühlen Bächen, oder kletterten an jungen Palmbäumen hinauf. Keuchend erwachte er darüber, und wurde dann so traurig über seine Einsamkeit, daß er sich wieder hinlegte, zu träumen. Aber weder Schlaf noch Traum war so gefällig, wieder zu kommen. In dem schwermüthigen staunenden Zustand, worein ihn diese Situation sezte, blieb ihm nichts anders übrig, als mit sich selbst zu reden, — welches sich gemeiniglich damit endigte, daß er unwillig darüber wurde, keine Antwort zu bekommen; — oder mit etlichen Papagayen zu spielen, aus welchen er sich, in Ermanglung eines bessern, eine Art von Gesellschaft gemacht hatte.

Die Papagayen hatten die schönsten Federn von

der Welt, — aber eine so dumme, gleichgültige, gedankenlose Miene, so wenig Fähigkeit zu amüsieren oder sich amüsieren zu lassen, daß sogar Roxkox bey aller seiner eigenen Einfalt verlegen war, was er mit ihnen anfangen sollte.

Ein einziger aschegrauer, welchen er anfangs wegen seiner unscheinbaren Gestalt wenig geachtet hatte, entdeckte ihm endlich ein Talent, welches ihm eine Art von Zeitvertreib gab, ohne daß er sogleich merkte, wie viel Vortheil er davon ziehen könnte. Der graue Papagay gab allerley Töne von sich, welche einige Aehnlichkeit mit gewissen Worten hatten, die er aus den Selbstgesprächen des Roxkox aufgefangen haben mochte. Roxkox merkte dieses kaum, als er sich ein sehr angelegenes Geschäfte daraus machte, der Sprachmeister seines Papagays zu werden; welcher, bey seiner Lernbegierde und Fähigkeit, die ganze Kunst seines Lehrers ziemlich bald erschöpfte.

Unvermerkt sprach der Papagay so gut mexicanisch als Roxkox selbst. Wahr ists, ein strenger Dialectiker würde oft sehr viel gegen seine Combinationen einzuwenden gehabt haben. Hingegen ge-

langen ihm auch nicht selten die wizigsten Einfälle; und wenn er zuweilen Nonsens sagte, so kam es bloß daher, weil er keine Begriffe, sondern blosse Wörter combinierte; — ein Zufall, von welchem, wie man glaubt, die weisesten Männer, ja so gar ganze ehrwürdige Versammlungen von weisen Männern, nicht allezeit frey gewesen sind.

Koxkox und sein Papagay waren nunmehr im Stande, Gespräche mit einander zu führen, die zum wenigsten so wizig und interessant waren, als es die Conversation in gewissen modernen Gesellschaften ist, wo derjenige sehr wenig Lebensart verrathen würde, welcher mehr Zusammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagay ordentlicher Weise zu seyn pflegt.

Tlantlaquacapatli, ein angesehener Mexicanischer Philosoph, trägt kein Bedenken, den Anfang des gesellschaftlichen Lebens unter seiner Nation von dieser Vertraulichkeit des Koxkox mit seinem Papagay abzuleiten.

Die Dichter des Landes giengen noch weiter. Sie versicherten mit einer Freyheit, deren sich dieses Völkchen bey allen Nationen des Erdbodens zu allen

Zeiten

Zeiten mit sehr mittelmäsiger Discretion bedient hat, — „daß irgend eine mitleidige Gottheit sich den Zustand des einsamen Koxkoxen zu Herzen gehen lassen, und den oftbesagten Papagay in das schönste Mädchen, das jemals von der Sonne beschienen worden sey, verwandelt habe.“ Und damit die Weiber (sagen sie) ein immerwährendes Merkmal ihres Ursprungs an sich trügen, habe dieser Gott dem neuen Mädchen alle die Schwazhaftigkeit gelassen, welche ihm in seinem Papagayenstand eigen gewesen.

Wenn man (sagt der vorbenannte Philosoph) dieses Mährchen behandelt, wie alle Mährchen, welche von Anbeginn der Welt bis auf diesen Tag in Prosa, oder in Versen, oder in beyden zugleich erzählt worden sind, ohne Ausnahme, behandelt werden sollten, — d. i. wenn man (durch eine so leichte Operation, daß eine jede Amme Verstands genug dazu hat) das **Wunderbare** darinn vom **Natürlichen** scheidet: so wird man finden, — „daß gerade so viel Wahres daran ist, als am Boden sizen bleibt, nachdem das Wunderbare im „Rauch aufgegangen ist.“ Nehmlich — —

6.

Koxkox gerieth einst, indem er mit seinem Papagay auf der Hand spazieren gieng, in eine Gegend, wohin er noch nie gekommen war, — und da fand er, unter einem Rosenstrauche, — ein Mädchen schlafen, von dessen Anblick er auf der Stelle so entzückt wurde, daß er eine gute Weile nicht im Stande gewesen wäre, zu sagen, ob er wache oder träume.

Den Rosenstrauch ausgenommen, — denn ich sehe nicht, warum es nicht eben sowohl ein Balsamstrauch oder ein Rosinenstrauch oder ein Cocospflaumenstrauch hätte gewesen seyn mögen, — scheint in dieser Geschichte, wenigstens bis hieher, nichts zu seyn, was der Wahrheit der Natur nicht vollkommen gemäß wäre.

7.

Die Entzückung des armen **Koxkox** endigte sich mit einem Schauer, der alle seine Glieder durchfuhr, und auf welchen eben so schnell ein Strom von subtilem Feuer folgte, welcher aus seinem Herzen sich in einem Augenblick durch sein ganzes Wesen ergoß, und jedes unsichtbare Fäserchen

chen davon electrisch machte. Das Mädchen däuchte ihm das lieblichste unter allen Dingen, die jemals bey Tagslicht oder Mondschein vor seine Augen gekommen waren.

Die ernsthaften Leute, welche ihm dieses übel nehmen, sollten (wie Tlantlaquacapatli sagt) bedenken, daß er seit mehr als sechs und dreyßig Monden nichts als Papagayen, Truthüner, Schlangen, Affen und Ameisenbären gesehen hatte.

Diese Entschuldigung (wofern es einer Entschuldigung bedurfte) scheint sehr gründlich zu seyn. Gleichwohl aber erklären wir hiermit und in Kraft dies, daß wir, aus billiger Rücksicht auf unsre schönen Leserinnen, an derselben keinen Antheil nehmen.

8.

Es mag nun aus Vorurtheil, oder aus Aberglauben, oder aus würkiicher Ueberzeugung, daß es so und nicht anderst gewesen, hergekommen seyn, — so viel ist gewiß: daß die Mexicanischen Titiane, wenn sie die Göttinn der Schönheit, oder prosaischer zu reden, eine vollkommene Schöne mahlen wollten, sich dazu durch die Idee der schönen Kikequezal zu begeistern pflegten — (so

nennen

nennen sie die Nymphe, von welcher hier die Rede ist.)

Sie war, sagen sie, gerade und lang wie ein Palmbaum, und frisch und saftvoll, wie seine Frucht. Ihre Gestalt war nach den feinsten Verhältnissen gebildet; vom Wirbel ihres Hauptes bis zu den Knöcheln ihrer schönen Füsse war nichts eckigtes zu sehen noch zu fühlen. Rabenschwarze Haare flossen ihr in natürlichen Locken um den erhabnen Busen. Sie hatte grosse schwarze Augen, eine kleine Stirne, hochrothe etwas aufgeworfene Lippen, eine Gesichtsfarbe, die ins Jonquille fiel, eine flache aufgestülpte Nase, — mit einem Worte, niemals (sagen sie) hat die Natur etwas vollkommneres hervorgebracht.

Ein junger Chineser rümpfte die Nase bey diesem Gemählde; — eine Schöne, rief er, mit grossen Augen, mit einer kleinen Stirne, mit aufgestülpten Nüstern! — Ha, ha, ha!

Sie mag, beym Goldkäfer! so übel nicht gewesen seyn, schnatterte ein Hottentott — und, beym Goldkäfer! wenn sie zu ihren grossen Augen und dicken Lippen noch kurze dicke Beine, und nicht so langes Haar gehabt hätte, — —

Der

Der Grieche — Aber, ach! es giebt keine Griechen mehr, welche wissen, was die Gnidische Venus war. —

Wir wollen nicht streiten, meine lieben Landsleute! — Der Himmel weiß, was für Drachen es in andern Planeten giebt, welche sich für schön, und alle unsre Liebesgöttinnen und Grazien für Drachen halten.

Genug, die Nymphe Rikequezal machte auf Roxkoxen den gleichen Eindruck, welchen Juno mit Hülfe des Gürtels der Venus auf den Vater der Götter, und die schöne Phryne ohne Gürtel auf hunderttausend tapfre Griechen mit Einem male machte; und darum allein ist es zu thun.

Uebrigens hätte ich wohl selbst wünschen mögen, daß die schöne Rikequezal einen andern Namen geführt haben möchte. Unsre modernen Ohren sind durch die musicalischen Namen unsrer Cephisen und Cidalisen, Adelaiden und Zoraiden, Belinden und Rosalinden, Nadinen und Celianen, so verwöhnt, daß wir uns keine liebenswürdige Person ohne einen schönen Namen denken können. Es ist ein blosses Vorurtheil. Aber was für eine Würkung würde

Rike-

Rikequezal in einer Tragödie oder in einem Heldengedicht, oder nur in einer kleinen Nouvelle thun? Koxkox und Rikequezal? Unglücklicher Poet, der den Einfall hätte, diesen Namen über das mühvolle Werk seiner Nachtwachen zu sezen! Alle Grazien und Liebesgötter könnten ihn nicht gegen das lächerliche und indecente in dem Namen Rikequezal schüzen. — Ich wiederhole es, ich hätte ihr einen andern wünschen mögen; — und in der That, warum hätte sie nicht eben so gut Zilia oder Alzire heissen können?

Ein blosser Zufall war Schuld daran. Als sie mit Koxkoxen bekannt wurde, hatte sie noch gar keinen Namen, und sie lebten eine geraume Zeit mit einander, ohne daß es ihm einfiel, ihr einen zu geben.

Die Wahrheit von der Sache ist: Rikequezal (welches in Koxkoxens Sprache ungefehr so viel als Freude des Lebens bedeutet) war der Name, den er ehmals seinem grauen Papagay gegeben hatte. Einige Sommer, nach dem Tage, da er das Mädchen unter dem angeblichen Rosenstrauche gefunden hatte, befiel den armen Rikequezal das

nglück, von einer Schlange gegessen zu werden. Korkor war etliche Tage untröstbar über diesen erlust. Endlich fiel ihm, um das Andenken seines liebten Papagayen zu unterhalten, nichts bessers n, als seinen Namen auf dasjenige überzutragen, as ihm das liebste in der Welt war; und so eß das Mädchen Kikequezal; — und so hat hon tausendmal ein eben so zufälliger Umstand Dinge on unendlich grösserer Wichtigkeit entschieden.

Der Umstand ist an sich so gering, daß wir ihn nicht berührt hätten, wenn er nicht dem guten Herzen des Korkor Ehre machte.

9.

Sich hinsezen und aussinnen, wie dem jungen Mexicaner, in dem Augenblicke, worinn wir ihn zu Anfang des siebenten Capitels verlassen haben, zu Muthe gewesen seyn müsse, — ist wahrlich keine so leichte Sache, als sich diejenigen vielleicht einbilden, die es nicht versucht haben. — Ich bin kein Autor von gestern her, und ich rede aus Erfahrung.

Es ist noch lange nicht damit ausgerichtet, daß man sich etwa frage: Wie würde mir an einem

solchen

solchen Plaze gewesen seyn? — Nichts betrügt mehr, als diese Operation; — ob wir gleich gestehen müssen, daß sie mit gehöriger Vorsichtigkeit und zu rechter Zeit gemacht, allen Arten von Poeten und Schauspielern — auf allen Arten von Schaubühnen — gute Dienste thun kann.

Hundert verschiedene Personen würden an Korkopens Plaze auf hunderterley verschiedene Weise empfunden und gehandelt haben. Zum Exempel ——

Ein **Mahler** würde mit dem kältesten Blute von der Welt eine Academie von der schlafenden Mexicanerinn genommen haben.

Ein **inquisitiver Reisender** hätte die ganze Scene in sein Tagbuch abgezeichnet, wenn er hätte zeichnen können, und in Abgang dessen, wenigstens eine so genaue Beschreibung davon gemacht, als ihm — seine Eilfertigkeit verstattet hätte.

Ein **Antiquarius** würde alle alte Poeten und Prosaschreiber, Münzen, Aufschriften und geschnittne Steine in seinem Kopfe gemustert haben, um etwas darunter zu suchen, wodurch er diese Begebenheit erläutern könne.

Ein

Ein Poet hätte sich gegen über gesezt, und indessen, bis sie erwacht wäre, ein Liedchen, oder wenigstens ein kleines Madrigal gedichtet.

Ein Platonischer Philosoph hätte untersucht, wie viel ihr noch fehle, um dem Ideal eines schlafenden Mädchens gleich zu kommen?

Ein Pythagoräer, — was ihre Seele in diesem Augenblicke für Visionen habe?

Ein Hedoniker, ob und wie es thunlich seyn möchte, ihren Schlummer durch eine angenehme Ueberraschung zu unterbrechen.

Ein Faun, würde bey der Ausführung angefangen haben, ohne zu untersuchen.

Ein Stoiker, hätte sich selbst bewiesen, daß er keine Begierden habe, weil — der Weise keine Begierden hat.

Ein ächter Epicuräer, hätt' es, nach einer kurzen Ueberlegung, nicht der Mühe werth gefunden, die Sache in längere Ueberlegung zu nehmen.

Ein Scepticus hätte die Gründe für so lange gegen die Gründe wieder abgewogen, bis sie erwacht wäre.

Ein Sclavenhändler hätte sie so gut als mög-lich taxiert, und nach Berechnung der Unkosten und des Profits, auf Mittel gedacht, sie sicher nach Jamaica zu bringen.

Ein Missionarius hätte sich in die Verfassung gesezt, sie sogleich zu bekehren, so bald sie erwachen würde.

Robert von Abrissel würde sich ganz nahe neben sie hingelegt und sie so lange unverwandt be-trachtet haben, bis er, dem Satan zu Troze, ge-fühlt hätte, daß sie ihm nicht mehr Emotion mache, als eine Flaschenkürbiß.

Sanct Hilarion wäre seines Weges fortgegan-gen, und hätte sie gar nicht angesehen.

Und so weiter ——

Aber Koxkox — was Koxkox empfand, und dachte, das verdient ein besonderes Capitel.

10.

Koxkox war, nach der gelehrten Zeitrechnung des Philosophen Tlantlaquacapatli, —— gegen welche sich vielleicht Einwendungen machen liessen, ohne daß den Wissenschaften ein merklicher Nuzen aus der ganzen Erörterung zugehen würde, — Kox-

kox,

kor, sage ich, war, in dem wichtigen Augenblicke, wovon die Rede ist, achtzehen Jahre, drey Monate und einige Tage, Stunden, Minuten und Secunden alt.

Er war fünf Fuß und einen halben Palm hoch, stark von Gliedmassen, und von einer so guten Leibesbeschaffenheit, daß er niemals in seinem Leben weder Husten, noch Schnuppen, noch Magendrücken, noch irgend eine andre Unpäßlichkeit gehabt hatte, welchen Umstand der weise und vorsichtige Cornaro in seinem bekannten Buche, von den Mitteln, alt zu werden, seiner Mässigkeit und einfältigen Lebensart zuschreibt.

Die Secretion seiner Säfte gieng also vortreflich von statten, und die flüssigen Theile befanden sich bey ihm mit den festen in dieser glücklichen Proportion, welche, nach dem göttlichen Hippokrates, die Bedingung zu einer vollkommenen Gesundheit ist.

Alle seine Sinnen und sinnliche Werkzeuge befanden sich in derjenigen Disposition, welche — in allen Compendiis der modernen Metaphysik — zum empfinden erfodert wird. Die Canäle seiner

Lebensgeister waren nirgends verstopft, und die Propagation der äussern Eindrücke in den Siz der Seele, —— (welcher, im Vorbeygehen zu sagen, ihm so bekannt war, als irgend einem Psychologen unserer Zeit) nebst der Absendung der Volitionen und Nolitionen aus dem Cabinet der Seele in die äussersten Fäserchen derjenigen Werkzeuge, welche bey Ausführung derselben unmittelbar interessirt waren, gieng mit der grössesten Leichtigkeit und Behendigkeit von statten.

Er hatte ungefehr vor zwoen Stunden eine starke Mahlzeit von Früchten und geröstetem Maiz gethan, und ungefehr drey Nösel von einem Trank aus Wasser, Cacaomehl und Honig zu sich genommen, von welchen beyden Ingredienzien das erste bekanntermassen sehr nährend, und das andere, nach Boerhaaven — und allen, die er abgeschrieben hat, und die ihn abgeschrieben haben, —— ein vortrefliches Confortativ ist, — dessen Korkor weniger als irgend einer von unsern angeblichen Mädchenfressern nöthig gehabt zu haben scheint.

Es war ungefehr um vier Uhr Nachmittags, in dem Monat, worinn ein allgemeiner Geist der

Liebe die ganze Natur neu belebt, alle Pflanzen blühen, tausend Arten von bunten Fliegen und Schmetterlingen, aus ihren selbstgesponnenen Gräbern aufstehend, ihre feuchten Flügel in der Sonne probieren, und zehentausend vielfarbigte Vizizilis, auf jungen Zweigen aus ihrem langen Winterschlummer erwachen, um unter Rosen und Orangenblüthen zu schwärmen, und ihr wollüstiges Leben, welches mit der Blumenzeit anfängt, zugleich mit ihr zu beschliessen.

Es ist zu bedauren, daß Tlantlaquacapatli, aus Mangel eines Reaumürschen oder irgend eines andern Thermometers, nicht im Stande gewesen, den Grad der Wärme zu bestimmen, auf welchem sich damals die Luft befand.

Es war ein schöner warmer Tag, sagt er, die Luft rein, und der oberste Theil derselben lasurblau; und es wehte ein angenehmer Wind von Nord-West-West, welcher die Sonnenhize so gut mässigte, daß das Roth auf Koxkoxens Wangen, etliche Augenblicke zuvor, eh er das schlafende Mädchen erblickte, nicht höher war, als es auf den innersten Blättern einer neuaufgehenden Rose zu seyn pflegt.

Unser Philosoph, — welcher glaubt, daß alle diese Umstände bey Calculierung der Ursachen und Wirkungen der menschlichen Leidenschaften mit in die Rechnung gebracht werden müssen, — ist eben so genau in Angebung aller der kleinen Bestimmungen, unter welchen die schöne **Kikequezal** dem jungen Mexicaner in die Augen stach.

Seiner Beschreibung nach, war sie gerade so gekleidet, wie die Grazien der Griechen, oder die Töchter der Caraiben auf den Antillen, d. i. in derjenigen Kleidung, wegen welcher der alte Plinius, vermuthlich in einem Anstoß von schlimmer Laune, mit der Natur einen Zank anfängt, der uns, alles wohl überlegt, der unbilligste unter allen scheint, welche jemals ein Philosoph mit ihr angefangen hat. *)

Sie lag auf einem grünen Rasen, dessen dichtes blumenvolles Gras sie (wie Homer von seiner bekannten Göttergruppe auf dem Ida sagt) sanft empor zu heben schien. Ihr Haupt ruhte auf einem Haufen der schönsten Blumen, welche sie vermuthlich selbst (es wäre dann, daß man glauben wollte,

*) S. Plin. Histor. natural. L. VII. in prooemio.

wollte, daß Zephyr oder irgend ein andrer Sylphe ihr diese Galanterie gemacht habe) zu diesem Gebrauch zusammengetragen hatte. Ihr rechter Arm — dessen schöne Form unser Philosoph nicht unbemerkt läßt, — verbarg einen Theil ihres Gesichtes, und bekam durch die Verkürzung, und den sanften Druck, den er von seiner Lage litt, einen Reiz, der — wie alle Grazien — sich besser fühlen als zeichnen, und besser zeichnen als beschreiben läßt; gestalten der geneigte Leser aus untenstehender Figur zu ersehen belieben wird. — Das leichte Gesträuch, welches eine Art von Sonnenschirm um sie zog, warf kleine bewegliche Schatten auf sie hin, welche die pittoreske Schönheit des Gemähldes, — denn noch war es nichts mehr für unsern Mann — vollkommen machen halfen.

II.

Tlantlaquacapatli untersteht sich, aus verschiedenen Ursachen nicht zu bestimmen, wie schön das Mädchen gewesen sey; —— denn

Erstlich, (sagt er) fehlen mir dazu die nöthigen Originalgemählde, Zeichnungen, Abdrücke, u. s. w.

Zweytens, haben wir kein allgemein angenommenes Maaß der Schönheit, und

Drittens, ist auch keines möglich, — bis alle Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten, aus einerley Augen sehen, und den Eindruck mit einerley Gehirn auffassen werden, — und das, spricht er, hoffe ich nicht zu erleben.

Indessen getraut er sich so viel zu behaupten, daß sie, so wie sie gewesen, dem ehrlichen Koxkox das schönste und lieblichste Ding in der ganzen Natur geschienen habe; — und wir zweifeln, ob es möglich sey, ihm das Gegentheil zu beweisen.

Die Wahrheit zu sagen, bey einem Dinge, welches das einzige in seiner Art ist, hat weder Vergleichung noch Superlativus statt. Koxkox konnte keine Idee von etwas bessern haben, als er vor sich sah. Seine Imagination hatte gar nichts bey der Sache zu thun; seine Sinnen und sein Herz thaten alles. Kikequezal hätte so schön seyn mögen als Cleopatra, Poppäa, Roxelane oder Madame von Montespan, oder, wenn ihr lieber wollt, so schön als Oriane, Magellone, Frau Condúramur,

nur, und die Prinzessinn Dulcinea selbst, ohne daß sie ihm um ein Haar schöner vorgekommen wäre, oder um den hundertsten Theil des Drucks eines Blutkügelchens mehr Eindruck auf ihn gemacht hätte, als so, wie sie vor ihm lag.

„Das ist wunderlich!" — Es ist nicht anders, mein Herr.

12.

Unser Autor, — dessen verlohren gegangene Schriften unsere Leser um so mehr mit uns bedauren werden; als diese Probe uns von seinem Beobachtungsgeist keine schlechte Meynung giebt, —— geht noch weiter, indem er sich gar getraut, die eigensten Empfindungen von Augenblick zu Augenblick zu bestimmen, welche Korkor einem so unverhoften Gegenstand gegenüber habe erfahren müssen.

Beym ersten Anblick, spricht er, schauerte der Jüngling in einer Art von angenehmen Schrecken, zween und einen halben Schritt zurück.

Im zweyten Momente guckte er mit aller Begierde eines Menschen, der sich das erstemal betrogen zu haben fürchtet, wieder nach ihr hin; der Diameter seines Augapfels wurde um eine halbe

Linie grösser, er hielt die linke Hand etwas eingebogen vor seine Stirne, so daß der Daumen an den linken Schlaf zu liegen kam, und schlich sich allgemach mit zurückgehaltenem Athem näher, um sie desto besser betrachten zu können.

Im Dritten glaubte er einen kleinen Unterschied zwischen ihrer Figur und der seinigen wahrzunehmen, und eine Bestürzung von der angenehmen Art, welche ihn bey dieser Entdeckung befiel, nahm

Im Vierten und

Fünften dergestalt zu, daß er im

Sechsten eine Art von Beklemmung ums Herz fühlte, welche sich ungefehr im

Neunten oder Zehenten mit der obenbesagten Ergiessung des subtilen electrischen Feuers aus seinem Herzen durch alle Adern, Canäle und Fasern seines ganzen Wesens endigte.

Dieser lezte Augenblick ist, nach der Meynung unsers Autors, der angenehmste in dem ganzen Leben eines Menschen; und dasjenige, was er darüber philosophirt, scheint uns nicht unwürdig zu seyn, in einem kleinen Auszug zu einem eigenen Capitel gemacht zu werden.

13.

Die ganze Natur, spricht er, zeugt von der Güte und Weisheit ihres Urhebers.

Aber in der ganzen Natur überzeugt mich, Tlantlaquacapatli, des Mixquitlipicotsohoitl's Sohn, nichts vollkommner und inniger von dieser grössesten und besten aller Wahrheiten, als die Beobachtung der besonderen Aufmerksamkeit, welche dieser unsichtbare Geist der Natur gehabt hat, — „den höchsten Grad des Vergnügens, dessen der Mensch fähig ist, mit denjenigen Empfindungen unauflöslich zu verbinden, welche den grossen Endzweck unsers Daseyns unmittelbar befördern — “

Glaub' ich am Ende einer feurigern Bestrebung meines Geistes, durch die krummen Irrgänge der Einbildung, eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben; — Oder, unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt, mit dem Anschauen eines tugendhaften Charakters; —— ich seh' ihn in Handlung gesezt, in Versuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; — ich zittre für ihn; — und nun, in dem grossen Augenblicke der Entscheidung, seh ich ihn sei-

ner

ner würdig handeln, und meine schüchterne Hofnung durch die schönste der Thaten überraschen; — Oder, mein besseres Selbst hat in diesem Augenblick einen Sieg über das unedlere erhalten; — Ich habe eine eigennüzige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte, etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte, eine Beleidigung zu rächen, weil ich es, ohne Besorgniß, mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können; —

Oder, ich habe dem süssen Zug der Menschlichkeit gefolget, und mit sanft mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Gesicht des Bekümmerten zurückgerufen; —

In allen diesen und in allen ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblick, diese göttliche Flamme sich mit einer unausdrücklichen geistigen Wollust durch mein ganzes Wesen ergiessen, und den sittlichen Menschen mit dem animalischen, wie in Eins zusammenschmelzen; — und ich sag und schwöre, daß keine andre Wollust so

süß,

süß, so befriedigend, und, wenn ihr mir diesen Ausdruck gestatten wollt, so vergötternd ist, als diese.

Ich bin, fährt er fort, auch unter Rosen gelegen; o Motezuma; ich habe mich in den Düften des Rosenstrauchs, in säurlichsüssen Nektar des Palmbaums, und in den süssern Küssen des Mädchens berauscht. — Hab ich nicht den Becher der Freude rein ausgetrunken, und den lezten Tropfen von meinem Nagel abgeschlürft? — Aber, ich behaupte dir, und schwöre, daß die Wollust, eine gute That zu thun, die grösseste aller Wollüste ist! —

Sanft ruhe deine Asche, weiser und empfindungsvoller Tlantlaquacapatli! Und Friede sey mit deinem Schatten, wo er auch irren mag! Wenn schon dein Name in keinem Gelehrtenregister prangt, und kein hohlaugichter Commentator in eine Wolke von Lampendampf, das Sinnbild seiner vielwissenden Dummheit, eingehüllt, polyglottische Noten mit schwerer Arbeit zu deinen Werken zusammengetragen hat; so soll dennoch, oder mein weissagender Genius müßte mich gänzlich betrügen, dein Gedächtniß noch dauren, wenn ich lange, wie du selbst, Staub bin, und von dem Menschenfreunde geseg-

gesegnet werden, dessen klopfendes Herz dir die grosse Wahrheit beschwören hilft: daß die Wollust, eine gute That zu thun, die grösseste aller Wollüste ist.

Wenn der Urheber des Menschen (so beschließt mein Freund Tlantlaquacapatli seine Betrachtung) den Trieben, von welchen die Vermehrung unsrer Gattung die Folge ist, einen Theil dieser göttlichen Wollust, von welcher ich rede, eingesenkt hat: so kann ich nichts anders vermuthen, als daß es darum geschehen sey, weil dieses Geschäfte, wiewohl an sich selbst blos animalisch, für das menschliche Geschlechte von solcher Wichtigkeit ist, daß er es in dieser Betrachtung würdig fand, die Menschen durch die nemliche Belohnung, die er mit den edelsten Handlungen verbunden hat, dazu einzuladen.

14.

Die Empfindungen des jungen Mexicaners waren so heftig, daß er sich an einen Baum, der Schlafenden gegen über, lehnen mußte, um nicht unter ihrer Gewalt einzusinken.

Die

Die Freude, eine Gesellschaft zu finden, von welcher er sich mehr Vergnügen und Vortheil versprach, als von seinen Papagayen, —

Die Anmuthung, welche ihm ihre Aehnlichkeit mit ihm einflößte, —

Eine andere unbekannte Regung, die gerade aus dem Gegentheil entsprang, —

Das Vergnügen an ihrem Anschauen, für sich selbst, und die dunkle Ahndung, welche seine Brust mit noch süssern Erwartungen schwellte —

Alle diese Regungen, welche ihm so fremd und doch so natürlich, so angenehm und doch so unverständlich waren, — konnten, (wie Tlantlaquacapatli meynt) wenn wir auch alles dasjenige, was die Umstände des Subjects, der Zeit, des Orts, u. s. w. dazu beytragen mochten, abziehen, nicht weniger als die angegebene Würkung hervorbringen.

Es ist in der menschlichen Natur, daß wir uns die Existenz eines Gegenstandes, den uns die Augen bekannt gemacht haben, durch einen andern Sinn zu beweisen suchen, welcher, — wie alle Ammen und Kinderwärterinnen zehentausendmal zu beobachten Gelegenheit haben — der erste ist, durch

den

den wir unser eigen Daseyn fühlen, und der eben dadurch zum Werkzeug wird, womit wir, von der Natur selbst dazu angewiesen, die Wirklichkeit der Phänomenen, die uns umgeben, auf die Probe sezen.

Nichts war demnach natürlicher als der Zweifel, der nach einer kleinen Weile in Koxkoxen aufstieg, „ob das, was er sah, auch wirklich sey?“

Eben so natürlich war, daß er diesen Zweifel kaum empfand, da er sich schon der schlafenden Nymphe näherte, um sich durch den vorbemeldten Sinn zu erkundigen, was er von der Sache zu glauben hätte?

Er streckte schon seine rechte Hand aus, — als ein abermaliger Schauer sein Blut aus allen Adern gegen die Brust zurückdrückte; und wie ein Pfeil, der unmittelbar am Ziele alle seine Kraft verlohren hat, sank der nervenlose Arm zurück.

Er betrachtete das Mädchen von neuem; und da sich mit jedem Augenblicke seine Furcht verlohr, und die Begierde, sich ihrer Körperlichkeit zu versichern, zunahm, so streckte er noch einmal seine rechte Hand aus, bückte sich mit halben Leib über

sie hin, und legte, so sacht' es ihm möglich war, die zitternde Hand auf ihre linke Hüfte.

Man müßte gar nichts von der menschlichen Natur verstehen, sagt der Mexicanische Philosoph, wenn man sich einbilden wolte, daß er es bey diesem ersten Versuche habe bewenden lassen können. Die Wichtigkeit der Wahrheit, von der er sich versichern wollte, und das Vergnügen, welches mit der Untersuchung unmittelbar verbunden war, vereinigten sich mit einander, ihn zu vermögen, das Experiment fortzusezen.

Unvermerkt, und mehr durch einen mechanischen Instinct als mit Vorsaz, schweifte die forschende Hand von dem Orte, den sie zuerst berührt hatte, zum sanftgebogenen Knie herab.

Was in diesen Augenblicken in ihm vorgieng, läßt sich nicht beschreiben; — die Wahrheit ist, daß er selbst unfähig gewesen wäre, Rechenschaft davon zu geben; denn, um den Leser nicht unnöthig aufzuhalten, seine Augen fiengen an trübe zu werden, und, vor lauter Empfindung, sank er ohne Empfindung neben die schöne Kikequezal hin, so daß die Hälfte seines Gesichts, ungefähr eine

Spanne und anderthalb Daumen, über ihrem besagten linken Knie aufzuliegen kam.

Das Mädchen erwachte in diesem Augenblicke.

15.

Tlantlaquacapatli findet, eh er weiter geht, vor allen Dingen nöthig, uns zu berichten, daß die schöne Kikequezal, zur Zeit, da Mexico in den Wassern des obenbesagten Cometenschwanzes untergieng, ein Kind von eilf bis zwölf Jahren gewesen sey. Mit diesem armen Kinde auf dem Rücken habe sich ihre Mutter auf einen hohen Berg geflüchtet, wo sie sich, bis das Gewässer wieder abgeflossen, in einer Höle aufgehalten, und von den Eyern einiger Vögel, die in dem Felsen nisteten, gelebt hätten.

Da diese unglückliche Mutter, auf allen ihren Herumschweifungen in dem neuen Lande, welches aus dem Wasser wieder hervorgegangen war, keine Spur von Menschen gefunden hatte, so blieb ihr nichts anders übrig, als sich an den trostlosen Gedanken zu gewöhnen, daß sie und ihre kleine Tochter die einzigen Geretteten seyen.

Sie waren also eines dem andern die ganze Welt.

Alle

Alle ihre Empfindungen concentrierten sich in ihre gegenseitige Liebe. Das kleine Mädchen kannte kein grösseres Vergnügen, als ihrer Mutter die Sorge für ihre Erhaltung so gut sie konnte zu erleichtern; ihr die schönste Blumen zu bringen, die sie auf ihren kleinen Wanderungen fand; und die Thränen, die oft wider ihren Willen dem geheimen Kummer ihres Herzens Luft machten, von ihren Wangen und von ihrem Busen wegzuküssen.

Drey Sommer hatten sie auf diese Weise mit einander verlebt, als die gute Mutter einsmals das Unglück hatte durch einen Fall von einem Cocosbaum, auf den sie sich, um Früchte zu pflücken, gewagt hatte, das Leben einzubüssen.

Das trostlose Mädchen, nachdem sie etliche Tage lang alles mögliche versucht, die Todte wieder zu beleben, sah sich endlich gezwungen, ihre Hoffnung aufzugeben, und entfernte sich von dem traurigen Ort. Sie gerieth in unbekannte Gegenden, deren natürliche Fruchtbarkeit ihr allenthalben anbot, was sie zur Erhaltung ihres Lebens nöthig hatte.

Ihre Mutter hatte ihr einige unvollkommene Begriffe von dem vorigen Zustand ihres Volkes gege-

ben. Sie hatte sich so viel daraus gemerkt, daß es eine Art von Menschen gegeben habe, welche nicht völlig so gewesen, wie sie selbst. Sich deutlicher zu erklären, hatte die Mutter für unnöthig gefunden, da das Mädchen noch ein Kind war, und bestimmtere Kenntnisse ihr ohnehin, in dem einsamen Zustande, wozu sie verurtheilt schien, zu nichts dienen konnten. Indessen wußte das Mädchen schon genug, um ein sehr lebhaftes Verlangen in sich zu fühlen, einen von diesen Menschen zu finden; wenn es auch nur gewesen wäre, um zu wissen, wie sie aussähen.

Sie war in der vollen Blüthe der Jugend, als Koxkox sie zuerst antraf; — und, ausser der besagten Neugier, welche täglich wuchs, hatte ihr Herz, durch die Liebe zu ihrer Mutter, und die Gewohnheit, in den melancholischen Stunden der guten Frau ihr trauren und weinen zu helfen, eine stärkere Anlage zu zärtlichen Empfindungen bekommen, als die blose Natur ihrem Geschlechte zu geben pflegt.

Sie mußte also entsezlich zärtlich seyn — sagt Tlantlaquacapatli.

Der Abbreviator dieser anekdotischen Geschichte hält es für seine Schuldigkeit, eh er zu demjenigen fortschreitet, was auf das Erwachen der schönen und zärtlichen Rikequezal gefolget, seine auf europäische Manier schönen und zärtlichen Leserinnen zu ersuchen, es nicht einiger vorsezlicher Absicht die Delicatesse ihrer Empfindungen zu beleidigen, oder die Würde ihres Geschlechts — dessen Verehrer er allezeit zu bleiben hoft — zu nahe zu treten, sondern lediglich der Verbindlichkeit den Pflichten eines getreuen Copisten der Natur genug zu thun, beyzumessen, wenn er sich in dem folgenden Capitel genöthiget sehen wird, das Betragen dieser jungen Mexicanerinn, unverschönert, so wie es war, vorzustellen; — ein Betragen, von welchem er besorgen muß, daß es, ungeachtet aller seiner Bemühungen, das auffallende darinn zu mildern, der besagten Delicatesse seiner schönen Gönnerinnen anstössig werden dürfte.

Er bittet Sie indessen zu bedenken, ob es nicht gleichwohl zu einer Entschuldigung der jungen Mexicanerinn diene, daß sie, in den Umständen, worinn sie sich ohne ihr Verschulden befand, und bey

dem gänzlichen Mangel aller Vortheile der Ausbildung und Politur, welche nur Erziehung und Welt geben können, nichts bessers seyn konnte als ein **Werk der rohen Natur**; oder, mit andern Worten: daß es unbillig wäre, den wilden Gesang einer ungelehrten Nachtigall zu verachten, weil eine ihrer Schwestern das Glück gehabt hat, in einem Kesicht erzogen zu werden, und nach den Noten eines Telemanns oder Hillers singen zu lernen.

16.

Wie sich die Fee **Tout ou Rien**, — oder die Fee **Concombre**, — oder die sehr decente Dame **Zulica**, — oder wie sich irgend eine von den Cedimenen, Julien, Belisen, Araminten, und Cidalisen des Hrn. von **Crebillon** — — in einem ähnlichen Falle, aber bey veränderten Umständen, es sey nun in irgend einem anmuthigen Bosquet, oder in einem wollüstigen Cabinet auf einem rosenfarbnen Sopha mit silbernen Blumen betragen hätte, — liesse sich, wenn es nöthig wäre, mit der grösesten moralischen Gewißheit bestimmen, ohne daß man dazu eben ein Crebillon seyn müßte.

Und wie sich unsre vorbesagten Leserinnen, samt

und sonders, in solchen Umständen betragen würden, ist eine Sache, welche wir ihnen zu gelaßner Ueberlegung in einer ernsthaften einsamen Stunde überlassen; — mit der beygefügten freundschaftlichen Verwarnung, daß diejenigen unter ihnen, welche ihr grosses Stuffenjahr noch nicht zurückgelegt, oder, was auf Eines hinauskömmt, welche sich noch den Nachstellungen unternehmender Liebhaber ausgesezt sehen, — ehe sie diese Selbstprüfung anstellen, sich in ihr Cabinet einschliessen, und Befehle ertheilen möchten, daß sie nicht zu Hause wären — und wenn sich auch der ehrerbietigste unter allen Liebhabern vor der Pforte meldete.

17.

Was indessen aber auch das Betragen irgend einer erdichteten oder unerdichteten modernen Dame in dergleichen Fällen seyn möchte, — so kann es, wie gesagt, nicht zur Richtschnur für die liebenswürdige Rikequezal genommen werden, welche, (um ihr nicht zu schmeicheln) im Grunde weder mehr noch weniger als eine Wilde war, und — „was einen wesentlichen Umstand in der Sache aus-

macht, Ursache hatte, sich für das einzige Mädchen in der Welt zu halten.“

Ich — der ich es nicht über mich bringen kann, den Wurm unter meinen Füssen zu zertreten, — verabscheue nichts so sehr, als den blossen Schatten des Gedankens, auch nur zufälliger Weise eine von den schwachen Creaturen zu ärgern, deren cacochymische Seele nichts als Molken und leichte Hühnerbrühe verdauen kann, und jede stärkere Speise, so gesund sie auch für gesunde Leute seyn mag, mit Eckel und Beschwerung, ανω oder κατω wieder von sich giebt. Sollte also, wider alles bessere Verhoffen, dieses unschuldige Buch, — welches, wie ich implicite schon erkläret habe, keine Nahrung für blöde Magen ist, — von ungefähr einem solchen schwachen Bruder in die Hände fallen; So ersuche ich ihn hiermit dienstlichen Fleisses, — und nehme darüber alle meine werthe Leser zu Zeugen, daß ich es gethan habe — das Buch, ohne weiters, wenigstens beym Schlusse dieses Capitels wegzulegen, und, es sey nun durch Auffsagung des griechischen Alphabets, — wie dem Kayser August in einem ähnlichen Falle ge-

rathen wurde — oder durch welches andere Mittel er aus Erfahrung am bewährtesten gefunden hat, alle Gedanken weiter fortzulesen, sich aus dem Sinne zu schlagen: Widrigenfalls und daferu ein solcher, oder eine solche, dieser meiner ernstlichen und hiemit nochmals wiederhohlten Warnung ungeachtet, mit Lesen weiter fortfahren, und dadurch auf irgend eine Weise zu Schaden kommen, oder durch ekelhaftes Aufstossen, oder durch Erbrechen dessen, was er oder sie solchergestalt, naschhafter Weise, zu sich genommen hätte, andern ehrlichen Leuten, oder auch mir selbst beschwerlich fallen sollte: ich mich hiermit ein für allemal gegen alle daher entspringen mögende Verantwortung zierlichst verwahrt, und ihn, den besagten Leser, oder die besagte Leserinn, selbsten, für alles sich und andern dadurch zuziehende Uebel, für izt und allezeit, responsabel gemacht haben will; gestalten ich dann diese meine urkundliche Protestation und Verwahrung durch die Endes beygesezte Vignette des mehrern zu bekräftigen und zu solennisiren diensam erachtet habe. Gegeben den 4. Decembers, 1769.

Ich, der Verfasser.

18.

In dem Augenblicke, da sie erwachte, lag (wie wir wissen, — sie aber nicht wissen konnte, bis sie es sah) ein Jüngling, der, nach unsrer Art zu reden, mehr dem jungen Herkules als dem jungen Bacchus glich, in einem dem Tod ähnlichen Zustande zu ihren Füssen, mit der Hälfte seines Gesichts eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem linken Knie aufgestützt.

Damen können sichs leichter vorstellen, als ich's beschreiben konnte, wie sehr sie über diesen Anblick erschrack.

Durch die Bewegung, welche sie in der ersten Bestürzung machte, veränderte das Gesicht des armen Korkor seine Lage ein wenig, ohne den Vortheil desselben zu verlieren! — wofern es nicht gar dabey gewann; wie sich genauer bestimmen liesse, wenn der Philosoph Tlantlaquacapatli seiner zwar sehr umständlichen aber etwas undeutlichen Beschreibung eine Zeichnung beyzufügen nicht vergessen hätte; — eine Unterlassung, um deren willen eine Menge gelehrter und mühsamer Beschreibungen des Aristoteles, Theophrast, Plinius, Avicenna

und

und andrer Naturforscher der Welt unbrauchbar worden sind.

Der erste Schrecken des Mädchens verlohr sich im dritten oder vierten Augenblick, da sie ihn betrachtete, und verwandelte sich in das lebhafteste Vergnügen, das sie jemals empfunden hatte, — und welches sie, natürlicher Weise, beym Anblick eines Wesens fühlen mußte, welches ihr zu ähnlich war, um kein Mensch, und nicht ähnlich genug, um ein Mensch von ihrer Art zu seyn. Sollte es wohl, dachte sie, einer von denen Männern seyn, von denen mir meine Mutter sprach, ohne daß ich sie recht verstehen konnte? —

Unfehlbar ist es einer, flüsterte ihr etwas in ihrem Busen auf diese Frage zur Antwort.

Des Menschen Herz hat seine eigene Logik, und — mit Erlaubniß des Ehrw. P. Malebranche, eine sehr gute — Dank sey dir dafür, liebe Mutter Natur; sie thut uns unaussprechliche Dienste! Was wir wünschen ist **wahr**, so lang es nur immer möglich ist, das Gegentheil unsern eignen Sinnen abdisputieren zu können.

Wie kam er hieher? Wo war er? Warum liegt er

er hier zu meinen Füssen? Warum liegt sein Gesicht eine Spanne und anderthalb Daumen über meinem linken Knie? —

Schläft er? Wie mag er wohl aussehen, wenn er wacht?

Wie wird er sich wohl gebehrden, wenn er mich erblickt?

Werd ich ihm auch gefallen —

(Nein wahrhaftig; das hat das Mädchen nicht gesagt, Herr Autor. Sie konnte gar keine Idee von nichtgefallen haben. — Sie gefiel sich selbst, sie hatte ihrer Mutter gefallen, beydes ohne jemals daran zu denken. — Warum sollte sie diesem hier nicht auch gefallen? Das verstund sich von selbst. — Streichen sie es immer aus, und sezen sie —)

Wird er mich wohl auch so lieb haben, als mich meine Mutter lieb hatte?

(Das ist in der Natur! — Sie haben recht, Herr Kunstrichter; sagen sie ihren jungen Zöglingen, sie sollen sich eine kleine Lehre aus diesem Exempelchen ziehen —)

Wird er mich wohl auch so lieb haben? —

(Nun kommt eine Stelle, wobey unsre schöne

Lese-

Leserinnen eine kleine Grimasse machen werden — aber wir können nichts dazu — sie ist von Wort zu Wort aus unserm Autor abgeschrieben —)

„Sie fühlte es, daß sie ihn aus aller ihrer Macht lieben könnte, — und wünschte mit Ungeduld, daß er erwachen möchte.“

Aber noch gab er kein Zeichen des Lebens von sich. Ach! rief sie mit einem ängstlichen Seufzer, sollte er todt seyn? — Wie bang ward' ihr bey diesem Gedanken ums Herz!

Sie konnte diesen Zweifel nicht ertragen. Sie legte zitternd ihre blasse Hand auf sein Herz —

Er war nicht todt — denn in diesem Augenblick erwacht' er!

19.

Sie fuhr zusammen, und zog mit einem Schrey des Schreckens und der Freude ihre Hand zurück.

Roxkox kam zu sich selbst, ehe sie sich ganz von ihrem angenehmen Schrecken erhohlt hatte. Er hub seine Augen auf, und sah sie — mit einem so frohen Erstaunen, mit einem so lebhaften Ausdruck von **Liebe** und **Verlangen** an, — —

seine

seine Augen baten so brünstiglich um Gegenliebe: — daß sie, — die keine Idee davon hatte, daß man anders aussehen könne, als uns es ums Herz ist — sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn wieder so freundlich anzusehen, als sie konnte.

Die Wahrheit von der Sache ist, daß sie ihn so zärtlich ansah, als eine Liebhaberinn ihren Geliebten ansehen könnte, der nach sieben langen Jahren Abwesenheit, und so vielen Abentheuern als Ulysses auf seiner zehnjährigen Wanderung bestanden hat, wohlbehalten, zärtlich und getreu in ihre Umarmungen zurückgeflogen wäre — und, was wohl zu merken ist, daß sie weder wußte noch wissen konnte, **warum** sie ihn so zärtlich ansah. In der That wußte sie gar nicht wie ihr geschah; aber so wohl war ihr bey diesen Blicken und Genblicken, daß ihr däuchte, sie fange eben izt zu existiren an.

20.

Die Weisen haben längst bemerkt, daß etwas magisches in dem menschlichen Auge sey; und bekanntermassen hat man die Sache weit genug getrieben, um zu glauben, es gebe Leute,

welche

welche mit einem blossen Blicke vergiften konnten; — ein Glaube, der zu allen Zeiten unter den Philosophen wenig Beyfall gefunden hat.

Aber daß ein blosser Blick hinlänglich sey, aus einem weisen Mann einen Gecken, aus einem Masülhim einen Mann, und aus einem Bruder Lüce einen Pr**p*s zu machen, — das sind bekannte Wahrheiten.

Korkor sah die schöne Kikequezal immer feuriger an.

Sie, ihn immer zärtlicher.

„O! wie lieb hab' ich dich" sagten ihr seine Augen.

„O! wie angenehm ist mir das" antworteten die ihrigen.

„Ich möchte dich auf einen Blick auffessen" sagten jene.

„Ich sterbe vor Vergnügen, wenn du mich länger so ansiehst," sagten diese.

Diese Aussprache dauerte, nach unserm Autor, ungefähr eine Minute, weniger etliche Secunden, als Korkor, der noch immer zu ihren Füssen lag, — nicht als ob er einen bestimmten Vorsaz dabey

bey gehabt hätte, sondern in der That aus purem Instinct, — seine beyde Arme um ihren Leib schlug.

Kikequezal, welche sich einbildete, daß sie ihm keine Antwort schuldig bleiben dürfte, — legte ganz langsam und leise ihre rechte Hand auf seine linke Schulter, — und erröthete bis an die Fingerspizen, indem sie es that.

Korkor drückte sein Gesicht an ihren Busen.

Das Mädchen fuhr sanftstreichelnd an seiner linken Schulter bis zur Brust herab, und schien sich sehr am Pochen seines Herzens zu ergözen — —

Tlantlaquacapatli, dessen Fehler überhaupt die Weitläuftigkeit ist, fährt hier fort, uns von Umstand zu Umstand zu erzählen, wie die Natur mit diesen ihren Kindern gespielt habe. Keine falsche Bescheidenheit — denn die Natur ist uns in allen ihren Würkungen ehrwürdig — sondern bloß unser Unvermögen, die Delicatesse der Sprache des Mexicanischen Philosophen in die unsrige übertragen zu können, verbietet uns, ihm weiter zu folgen —

Die guten Kinder wußten nichts anders. —

Sie machten also nicht mehr Umstände als dies, fragt Araminte — ?

Keinen einzigen! 21.

21.

Wenn uns nicht alles betrügt, so ist das, was wir unsern Lesern in den beyden vorhergehenden Capiteln zu lesen gegeben haben, **pure Natur.** Die Kunst, das ist gewiß, hat keinen Antheil weder an den Empfindungen dieser alt-Mexicanischen Liebenden, noch an der Art, wie sie sich ausdrückten.

Und nun fragt sich: — „Verliehrt oder gewinnt die Natur dadurch, wenn sie des Beystands und der Auszierung der Kunst entbehrt?" — Eine verwickelte Frage; ein wahrer gordischer Knoten; den wir, nach dem Beyspiel gewisser ehrlicher Leute, welche gerne bald fertig sind, geradezu zerschneiden könnten, wenn wir nicht für besser hielten, vorher zu versuchen, ob er nicht mit Hülfe einer leichten Hand, und mit ein wenig Phlegma, aufzulösen sey.

Es giebt eine Kunst, welche die Werke der Natur **verschönert**; und eine andere, welche sie, unter dem Vorwand der Verbesserung oder Ausschmückung, **verunstaltet.**

Wenn nur die erste diesen Namen verdient, so wird sie ihn doch so lange mit ihrer Bastardschwe-

ster theilen müssen, bis man für diese einen eigenen Namen erfunden haben wird.

Einige bestimmen das Verhältniß der Kunst gegen die Natur nach dem Verhältniß eines Kammermädchens gegen ihre Dame; andere nach demjenigen, welches zu Paris der Schneider, der Friseur, der Brodeur und der Parfümeur — vier wichtige Aemter —— gegen das Ding haben, welches gewisse Leute einen liebenswürdigen Mann, oder einen scharmanten Mann nennen; ein Ding, welches (wie das mit Dratnerven versehene Modell gewisser nicht allzufertiger Zeichner) je nachdem man einige besondere Modificationen damit vornimmt, unter den Händen der vorbesagten vier plastischen Naturen, und nach ihrem Belieben, ein Marquis, oder ein Abbe, oder ein Parlamentsrath, ein Held, ein Wizling oder ein Adonis wird; im Grund aber, in allen diesen verschiedenen Einkleidungen und Posituren — immer das nemliche Ding bleibt, nemlich ein Gecke.

Nach dem Begriff der ersten ist die Natur der homerischen Venus gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambrosia

brosia gesalbt und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält ——

Nach dem Begriff der andern ist die **Kunst** die **Zaubermacht**, die aus einer ungestalten, kahlen, triefäugigen, zahnlosen Unholde, diesen Paragon einer vollkommenen Schönheit macht, welchen Ariost in sechs unverbesserlichen Stanzen — nicht so gut **gemahlt** hat, als es **Rubens** mit Farben hätte thun können (und wer hat jemals daran gezweifelt?) aber doch so gut beschrieben hat, als — man beschreiben kann. *)

Die ersten scheinen der Kunst zu wenig einzuräumen, die andern zuviel; beyde aber sich zu irren, wenn sie von Natur und Kunst als wesentlich verschiedenen und betrogenen Dingen reden, da doch, bey näherer Untersuchung der Sache, sich zu ergeben scheint, daß dasjenige, was wir Kunst nennen,

„Es sey nun, daß diese Kunst die zerstreuten Schäze und Schönheiten der Natur in einen

*) Die Zauberinn Alcina. S. Orlando furioso C. VII. 6 - 12.

engern Raum, oder unter einen besondern Gesichtspunct, und zu irgend einem besondern Zweck zusammen ordnet" —

„Oder, daß sie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet, und was diese gleichsam ohne Form gelassen hat, bildet" —

„Oder, daß sie die Anlagen der Natur cultiviert, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt, und dasjenige schleift, poliert, verschönert und zeitiget, was die Natur rau, wild, unreif und mangelhaft hervorgebracht hat" —

im Grunde nichts anders ist, als die Natur selbst, welche den Menschen – entweder durch die Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen – veranlaßt und antreibt, „entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen, oder sie durch Versezung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwicklung derselben aber dem Wiz und Fleiß des Menschen überlassen ist."

Fragen

Fragen wir —

Wer giebst uns die Fähigkeit zur Kunst?

Wer befördert die Entwicklung dieser Fähigkeit?

Wer giebt uns den Stoff zur Kunst?

Wer die Modelle?

Wer die Regeln? —

So können wir kühnlich alle Philosophen, Misosophen und Morosophen, welche jemals über Natur und Kunst raisonnirt haben, auffordern, uns jemand andern zu nennen, als die Natur — welche durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Namen zur Vollkommenheit bringt.

22.

Die Werke der Natur, in dieser sublunarischen Welt — (denn auf diese schränken wir uns ein, weil unter allen möglichen Welten, diese, mit Erlaubniß unsers Freundes **Lavaters**, am Ende doch die einzige ist, von der wir mit Hülfe unsrer sieben Sinnen, — das Selbstbewußtseyn und den Sensus communis mit eingerechnet — einige erträgliche Kenntniß haben) — theilen sich von selbst

in organisierte und nicht organisierte, und die ersten wieder, in

Solche, welche zwar eine bestimmte Form, aber kein Leben haben,

Solche, welche zwar leben, aber nicht empfinden,

Solche, welche zwar empfinden, aber nicht denken, und endlich, in

Solche, die zugleich empfinden, denken und mit Willkühr handeln können, — eine Classe, welche sehr weitläufig ist, wenn wir dem **Plotinus** und — dem Grafen von **Gabalis** glauben, von der wir aber gleichwohl, die reine Wahrheit zu gestehen, keine andre Gattung kennen, (wenigstens so gut kennen, daß wir, ohne lächerlich zu seyn, darüber zu philosophieren wagen dürften) als diejenige, wozu wir selbst zu gehören die Ehre haben, — den **Menschen**, der durch die Vernunft, wodurch er über alle übrige bekannte Classen unendlich erhoben ist, dazu bestimmt scheint,

„die vorbesagte sublunarische Welt nach seinem besten Vermögen zu verwalten,"

und für seine Bemühung berechtiget ist,

„sie

„sie so gut zu benuzen, als er immer weiß und kann.“

23.

Vergleichen wir diese verschiedene Classen der natürlichen Dinge unter einander, so zeigt sich, — daß unter allen der Mensch am wenigsten gebohren wird, was er seyn kann; daß die Natur für seine Erhaltung, dem Ansehen nach, am wenigsten gesorgt hat; daß sie ihn übel bekleidet, unverwahrt gegen Frost und Hize und Witterung, unfähig ohne langwierigen fremden Beystand sich selbst fortzubringen, auf die Welt ausstößt; daß der Instinkt, der angebohrne Lehrmeister der Thiere, bey ihm allein schwach, ungewiß und unzulänglich ist, — und warum alles das, als „weil sie ihn durch die **Vernunft** und die **Empfindung des Schönen** fähig gemacht hat, diesen Abgang zu ersezen?“

Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist beynahe nichts als Fähigkeit. Er muß sich selbst entwickeln, sich selbst ausbilden, sich selbst diese lezte Politur geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt, — kurz, der Mensch muß gewissermassen sein eigener zweyter Schöpfer seyn; —— oder, vielmehr ——

Wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Cristall sechseckigt anschießt, in der Pflanze vegetiert, im Wurme sich einspinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch-gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüsse baut, und in diesen sowohl als vielen andern Thierarten mit einer so zweckmäßigen und abgezirkelten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinct zu Kunst in ihnen zu erhöhen scheint; — Warum sollte es nicht auch die **Natur** seyn, welche im **Menschen**, nach bestimmten und gleichförmigen Gesezen diese Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? — dergestalt, daß so bald er unterläßt, in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken; so bald er, aus indiscretem Vertrauen auf seine Vernunft, sich von dem Plan entfernt, den sie ihm vorgezeichnet hat, — von diesem Augenblick an **Irrthum** und **Verderbniß** die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folget.

Und hat nicht die **Natur** eben so, wie sie uns die **Vollendung unsrer Selbst** anvertraut hat,

auch

auch über die andern Dinge dieser Welt uns eine solche Gewalt gegeben, daß ein grosser Theil derselben als blosse Materialien anzusehen sind, welche der Mensch nach seinem Gefallen umgestaltet, aus denen er so viele Welten nach verjüngtem Maasstab, oder Welten nach seiner eignen Phantasie erschaffen kann, als er will; wohl verstanden, daß er, und ein jeder unter uns in allen Betrachtungen besser thäte, gar nichts zu thun, als nach Regeln und Absichten zu arbeiten, welche mit denenjenigen nicht zusammenstimmen, nach welchen das allgemeine System der Dinge selbst, — mit oft unterbrochner, aber immer durch die innerliche Güte seiner Constitution von selbst wiederhergestellter Ordnung, von seinem grossen Urheber regiert wird.

Alles dieses vorausgesezt, werden wir uns keinen unrichtigen Begriff von der Kunst machen, wenn wir sie uns als „den Gebrauch vorstellen, welchen die Natur von den Fähigkeiten des Menschen macht, theils um ihn selbst — das schönste und beste ihrer Werke — auszubilden, theils den übrigen ihm untergeordneten Dingen diejenige Form und Zusammensezung zu

 geben,

geben, wodurch sie am geschicktesten werden, den Nuzen und das Vergnügen der Menschen zu befördern." — Die Natur selbst ist es, welche durch die Kunst ihr Geschäfte in uns fortsezt; es wäre dann, daß wir ihr unbesonnener Weise entgegen arbeiten, und indem wir sie nach willkührlichen oder mißverstandenen Gesezen corrigieren wollen, aus demjenigen, was nach dem ersten Entwurf der Natur ganz hübsche Figuren hätten werden sollen, —— ostadische Bürlesken, oder Grazien in Calot's Geschmack herauskünsteln; welches, wie wir vielleicht in der Folge finden werden, zuweilen der Fall der angeblichen Verbesserer der menschlichen Natur gewesen zu seyn scheint.

24.

Der gewöhnliche Gang der Natur, in dieser Auswicklung und Verschönerung des Menschen, ist langsam: — und sie scheint sich darinn mehr nach den Umständen, als nach einem einförmigen Plan zu richten.

In der That haben diejenige ihren Geschmack nicht der Natur abgelernt, in deren Augen die Manchfaltigkeit in der physischen und sittlichen

Gestalt

Gestalt der Erdebewohner eine Unvollkommenheit ist.

Das menschliche Geschlecht gleicht, in gewisser Betrachtung, einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blühten und Früchte, und von diesen leztern, grüne, halbzeitige und goldfarbe, mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden, zu gleicher Zeit sehen läßt.

Es scheint widersinnisch, zu fordern, daß die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegende Verwandlungen zu gehen: — aber gar darüber ungehalten zu seyn, daß die Knospe kein Apfel ist — in der That, meine Herren, man muß sehr wunderlich seyn, um der Natur solche Dinge zuzumuthen.

Was die **Kunst**, oder mit andern Worten, was die vereinigten Kräfte von Erfahrung, Wiz, Unterricht, Beyspiel, Ueberredung und Zwang, an dem Menschen zu seinem Vortheil ändern können, sind — entweder **Ergänzungen** der mangelhaften Seiten, oder **Verschönerungen**; welche leztern, wenn sie ihren Namen mit Recht führen sollen, sehr wesentlich von blossen Zierrathen verschieden sind.

Jene

Jene sezen voraus, „daß der Mensch seine Bedürfnisse fühle" — und stehen mit der Beschaffenheit und Anzahl derselben in Verhältniß: Diese sind die Früchte einer durch die Imagination erhöheten und verfeinerten Sinnlichkeit, und finden nicht eher statt, bis wir durch die Vergleichung mannichfaltiger Schönheiten in der nemlichen Art uns von Stufe zu Stufe zu dem Ideal dieser Art erhoben haben.

Fordern, daß die Liebe des jungen Koxkox und der schönen Rikequezal, so romantisch, wie die Liebe von Theagenes und Chariklea hätte seyn sollen, hiesse — ihnen übel nehmen, daß sie das einzige Paar Menschen im ganzen Mexico waren; und es wäre gleich weise, wenn man die arme Rikequezal verdenken wollte, daß sie nicht so gesittet und zärtlich und delicat, wie die idealische Peruvianerinn der Madame Graffigny war, als sie maussade zu finden, weil sie nicht wenigstens a la Rhinoceros aufgesezt gewesen.

Beyträge
zur
geheimen Geschichte
des
menschlichen Verstandes und Herzens.

Zweytes Buch.

Zweytes Buch.

I.

Es giebt harte Köpfe, welche nicht begreifen können, „daß äusserliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daß gewisse lächerliche Gebräuche, womit bey gewissen Völkern — z. Ex. bey den Hottentotten und Kamtschadalen — gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht einen Atom von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daß (unpartheyisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Californien, troz ihrer Nacktheit, wenigstens so züchtig seyn kann, als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterinn der Königinn Genievre, in ihrem grossen Kragen, und in ihrer wohlausgesteiften, sehr decenten und sehr barockischen Vertügade, — für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen.

Einer

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spizfündigen Forschern eine Mühe zu ersparen, und es gerade heraus zu sagen, daß es ein alter ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs Psammuthis des dritten, war? — kam, wir wissen nicht wie, noch warum, in ein Land in dem innern Afrika, wo er eine Nation von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Unglücklicher Weise für dies gute Völkchen, war dieser Reisende — den wir, in Ermanglung seines rechten Namens, Abulfacuaris nennen können — kein Gymnosophiste. Indessen hatte er doch Augen, und, was einem jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches ihn wahrnehmen ließ, daß diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestund, in dem Berichte, den er dem Könige Psammuthis nach seiner Zurückkunft, von dieser Reise erstattete, —— „daß die Aegypter, ungeachtet unter allen Nationen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und —— Unwissenheit meynte) sich rühmen könnten, Religion, Policey und

und Sitten zu haben, — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. Nichts gleicht, sagte er, der Sittsamkeit ihrer Töchter — als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bey uns die strengsten Strafgeseze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins fünfzehnte der andern, von einander abgesondert zu seyn. Nur von dieser Zeit an ist es ihnen erlaubt, an festlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Aeltern, mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn da dieses das Alter ist, worinn alle junge Leute, in so fern keine physische Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind sich zu verehlichen: So sieht man gerne, daß die Candidaten beyderley Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bey diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird. Die Ehe, fährt er fort, ist in ihren Augen etwas so ehrwürdiges, daß sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung

ungetreu seyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten, und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein man hat, von Menschengedenken her, kein Beyspiel, daß sich dieser Fall zugetragen hätte." — —

Armes ehrliches Völkchen, was hattest du gethan, um mit einem Priester der Isis heimgesucht zu werden!

2.

Ich konnte, fährt der Priester Abulfaouaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen ansehen, daß ein von Natur so harmloses und gutartiges Volk in einem so ungesitteten und thierischen Zustande leben sollte, als diese Nacktheit war, welche ich — zumal an wohlgebildeten jungen Personen, ohne grosses Aergerniß, nicht ansehen konnte; — und ihr Zustand schien mir desto beklagenswerther, je weniger sie die Gefahr desselben zu kennen schienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte, die Hand vor die Augen zu halten, schien ihnen nicht die mindeste Emotion zu machen, und man bemerkte in ihrem

rem Betragen unter einander nichts, was sich von den strengsten Gesezen der Ehrbarkeit im geringsten entfernt hätte. —"

„Zu allem Glücke hatte ich etliche Stücke Leinwand von verschiedenen Farben bey mir. Ich stund keinen Augenblick an, sie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir diese arme verblendeten Geschöpfe einflößeten; ich zerschnitt sie in kleine Röcke und Mäntelchen, und beschenkte Weiber und Mädchen damit, so weit meine Leinwand reichte."

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortrefliche Anlage dieser guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ew. Majestät nicht genug sagen, mit welcher Begierde die armen nackten Creaturen die Stückchen Leinwand annahmen, die ich ihnen gab ihre Blöße zu decken. Ich bedaurte nur, daß der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so gepuzt seyn wollten, wie ihre Nachbarinnen. In kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus: Sie kamen von allen Enden, und boten mir um

meine Leinwand mehr Goldstaub und Elephanten-zähne an, als zehen Camele hätten fortschleppen können — denn sie hatten von mir gehört, daß ein grosser Werth in diesen Dingen läge — aber ich mußte sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können; andere zankten sich mit einander darum; die Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit Mühe verhindern, daß es nicht zu grossen Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen, bracht' ich es, Dank sey der grossen Isis! in wenig Tagen so weit, daß es jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts dringenders zu thun, als sich von gewissen breiten, wollichten Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut. — —"

3.

Der König Psammuthis hörte der Erzählung des Priesters lächelnd zu.

Aber der Oberaufsehr der Finanzen, ein Mann, welcher rechnen konnte, und diese Zeit über in tiefen Gedanken gestanden war, strich seinen Knebelbart, und sprach: — „Gott erhalte den König Psammuthis! — Der sehr verehrliche Priester der Isis hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, einen vortreflichen Einfall gehabt. Wir müssen eilen, eh uns die Phönizier oder die von Chartago zuvorkommen, eine so schöne Gelegenheit zu benuzen. — Ist diese Nation zahlreich? fragte er den Priester; —

„Sehr zahlreich, antwortete dieser; das Land wimmelt von Einwohnern; denn es ist sehr fruchtbar, und die Leute sind friedsam, und sind durch grosse Gebürge und Wüsten von andern Völkern abgesondert. —"

Desto besser, sagte der Oberaufseher der Finanzen. Es sind gute Leute; sie haben Goldstaub und Elephantenzähne; das ist eine vortrefliche Gelegenheit unsere Leinwand, unsre Mousselinen, un-

sre Bänder und zwanzig solche Dinge mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Cassen Eurer Majestät füllen, und ihre Unterthanen bereichern wird; die Gelegenheiten sind selten, wo man mit beyden Händen nehmen kann. Beym Anubis! der Priester hat einen göttlichen Einfall gehabt! —

Ich gestehe Ew. Majestät, versezte Albulfaouaris, daß ich keine so öconomische Absichten hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der grossen Göttinn, deren Schleyer noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, *) zu vollbringen; welche, da sie die Aegypter zuerst lehrte, den Flachs zuzubereiten, und mit dem Gewebe davon sich zu bekleiden, sich beleidiget findet, Menschen zu sehen, die durch ihre Blösse das edle Geschenke der Göttinn zu verachten und unnüze machen zu wollen scheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, diese meine geringe, doch wohlgemeynte That, auch noch einen politischen Nuzen, so möge dieses Beyspiel Ew. Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daß wir unsern eignen Vortheil nicht gewisser

*) Plutarchus Tractat von Isis und Osiris.

ser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist.

Wohl gesprochen! — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ohngefähr war ein griechischer Philosoph — welchen der König (wenn seine Majestät lange Weile hatte) gern um sich leiden mochte — bey der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

Grosser König, (sagte der Grieche) was der hocherleuchtete Oberaufseher der Finanzen sagt, ist so gut gesagt, daß es der grosse Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen!) nicht besser hätte sagen können.

Aber, ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihe! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinwand ein Geschenke gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andere Frage.

Vermuthlich muß die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde seyn, denn sonst würden sie wohl Mittel gefunden haben, sich zu decken, ohne auf

den Zufall zu warten, der den Abulfgouaris und seine Leinwand zu ihnen geführt hat. Und daß diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, — daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat: Aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

Diesemnach sehe ich nicht, was für einen Dienst er diesen Leuten geleistet zu haben meynt.

Ihre Nacktheit hatte, wie er selbst gesteht, wenigstens für sie, nichts unsittliches, und mir scheint nichts natürlichers als dies. Unsre griechischen Weiber lassen ohne Bedenken ihr Gesicht, ihre Hände, und einen Theil ihrer Arme nackend sehen, ohne darum unweiser zu seyn als eure Aegypterinnen, welche gleich beschämt wären, ihr Gesicht oder ihren H****** sehen zu lassen. — Diesen Wilden, deren Blöse dem sehr verehrlichen Priester so anstössig war, sind vermuthlich am ganzen Leibe Gesicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollständigen Figur ihnen nicht mehr Emotion giebt, als dem Griechen der

Anblick eines alltäglichen Gesichtes; und auf die Gewohnheit kömmt in solchen Dingen alles an.

„Abulfaouaris hat also (wenn es erlaubt ist, nach Menschenweise von dieser Sache zu reden) diesen guten Leuten, deren Freund er übrigens ist, einen Dienst gethan, der ihnen zu nichts dient; — Aber, daß dieser Liebesdienst wider die Absicht des sehr verehrlichen Priesters, die unglücklichsten Folgen für die Unschuld ihrer Sitten haben könnte, scheint mir mehr als eine blosse Besorgniß zu seyn. Ich will es der Zeit überlassen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Sr. Majestät und vor einem Priester der Isis den Weissager zu machen. Aber, um nur von dem, was schon geschehen ist, zu reden, — ist es nicht schon weit genug gekommen, da sich diese guten Leute ihrer eigenen Gestalt zu schämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon seyn? Und wie hat es der Scharfsinnigkeit des weisen Abulfaouaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern seine Röcke und Mäntchen austheilte, Eitelkeit, Begierde sich auszupuzen, Eifersucht, Mißgunst

und Zwietracht zwischen ältern und jüngern Schwestern, Töchtern und Mütern ausgesäet hat? — "

Ich will glauben, daß es ihm selbst, in gewisser Betrachtung, bequemer gewesen seyn mag, diese Töchter der kunstlosen Natur in Röcken und Mäntelchen vor sich zu sehen; aber — —

Diagoras ist ein Freydenker, wie ich höre, fiel der Priester mit einem gezwungenen Lächeln und einem sanften Kopfwiegen ein, welches beydes dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung schien.

— Er hätte dies bedenken sollen, eh er zu reden anfieng. —

Aber wie sollte ein Grieche, und ein Philosoph zu schweigen wissen, wenn er eine so schöne Gelegenheit zum reden vor sich sieht?

5.

Abulfaouaris hat uns keinen geringen Dienst gethan, sagte der König Psammuthis; — ich weiß nicht, wiewohl sich die Unschuld seiner Wilden dabey befinden wird, — aber die Aegyptischen Manufacturen werden sich sehr wohl dabey befinden, und wir haben Goldstaub vonnöthen.

Mit diesen Worten winkt der König dem Priester und Oberaufseher der Finanzen in sein Cabinet, und ließ den Philosophen stehen.

Der Philosoph verstund den Wink. Er gieng gerades Wegs nach dem Haven; und da er ein griechisches Schiff diesen Augenblick seegelfertig fand, stieg er ein, und fuhr mit gutem Nachwind nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Priesters Abulfaouaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu stehen.

Ihre Unschuld war das erste, was darüber verlohren gieng.

Sie hatten bisher nicht daran gedacht, das etwas unedles oder unziemliches darinn seyn könne, sich selbst gleich zu sehen, und sich andern in seiner eigenen Gestalt zu zeigen. — Ihre Schönen (wofern die Unsrigen anders erlauben wollen für möglich zu halten, daß es untern Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unschuldigern Grund, warum sie alles sehen liessen, — als die Perserinnen haben, alles zu verbergen; oder die Euro-

Europäerinnen, ihren Busen — oder so etwas ähnliches, das sie der Kunst zu danken haben, — mit Spinnenweben zu bedecken.

Dieser Gebrauch hatte bey ihnen noch einen andern sittlichen Nuzen, welchen Abulfaouaris nothwendig hätte beobachten müssen, wenn das Vorurtheil beobachten könnte. — Die Gewohnheit machte nehmlich beyde Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Der Instinct wurde bey ihnen schlafen gelegt, anstatt — daß er bey policiertern Menschen immer rege gemacht wird.

Die Liebe war bey ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; und ohne Liebe sagte die Natur einem Manne nicht mehr für ein Weib als für seines gleichen.

Seit dem fatalen Geschenke des Priesters Abulfaouaris veränderten sich ihre Sitten über diesen Artikel zusehends; und nachdem noch, zu allem Ueberfluß, die großmüthige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memphis Anstalten getroffen hatte, diese Negern, für ihr Gold und Elfenbein, mit allen Arten Aegyptischer Manufacturen

zu versehen; so verfeinerte sich in weniger Zeit ihre Lebensart so sehr, daß Abulfaouaris selbst bey seiner Wiederkunft Mühe hatte sie zu erkennen. Die schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten herauspuzen könne. Die neuen Reizungen, welche sie aus den Aegyptischen Fabriken entlehnten, gaben izt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In kurzem wurde die Sucht sich zu kleiden so weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich zu errathen, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen seyn könne. Dieses erweckte die Neugier, und sezte die Imagination ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstand der Liebe ein Object des Vorwizes. Mancher bildete sich ein, bey einer andern Reizungen zu finden, die er bey der seinigen nicht fand, — oder nicht achtete. Tausend kleine Kunstgriffe, deren sich die Damen bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen, oder ihre Mängel unsichtbar zu machen, hintergiengen das Auge oder die Einbildung, und gaben zu tausend kleinen Irrungen

rungen Anlaß, welche — desto grössere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniß schlich sich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleyer der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keuschheit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer, auf ihrer Seite fiengen an, sich ein Geschäfte daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen; und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Vertheidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte, den angreiffenden Theil im Athem zu erhalten, sahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage so gewiß entgegen, daß es unmöglich war, sich durch ihre Gegenwehr abschrecken zu lassen; — — Kurz, „der weise Abulfaouaris hatte zwar das Vergnügen seine Reforme bey diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen; er befand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig seyn werde, nunmehr auch die Strafgeseze der Aegypter gegen gewisse Laster, mit deren Benennungen wir dieses Blatt nicht besudeln wollen, unter ihnen einzuführen; und was das son-

derbarste scheinen möchte, war die süsse Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zu stande gekommen war, sich zu Memphis einen zweyten Hermes, einen Gesezgeber und Wohlthäter dieser Wilden nennen ließ; voller innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieses Gleichniß erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten inoculiert hatte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder davon heilen zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in launischen Augenblicken die Weissagung des griechischen Philosophen eingefallen sey, und daß er bey Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln, „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Negern so zu lassen, wie er sie gefunden.“ Doch habe er sich in diesem Falle allemal mit einer Distinction beruhiget. — (Im Vorbeygehen, ein neues Beyspiel, was für ein vortrefliches Specificum eine gute Distinction ist, die Natur und die Empfindung, in Fällen, die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum schweigen zu bringen) — „Wenn ihre Unschuld nur

von

von ihrer Nacktheit abhieng, (habe er gesagt) so hatte sie nichts verdienstliches; so war es blosser Mechanismus: so verdiente es den Namen der Tugend eben so wenig als die Keuschheit eines Frigidi & maleficiati: — und so habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt was Tugend ist; und zweytens hab' ich ihnen Gelegenheit verschaft, sie auszuüben."

7.

Ob der Priester Abulfaouaris Recht gehabt habe, sich hinter diesem subtilen Trostgrund vor den Vorwürfen sicher zu halten, welche ihm ein Advocat der Unschuld der armen Negern zu machen berechtiget war, — ist eine Frage, welche der besagte Advocat, wenn er nicht ganz ungeschickt wäre, ungefehr also auflösen würde: —

„Die Frage, ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen, — oder ist es diesem Volke besser mit den Reizungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne? — Diese Frage, meine Herren, scheint mit der folgenden einerley

zu

zu seyn: Ist es besser, gesund zu seyn, ohne zu wissen, daß man gesund ist, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder sich krank zu machen; damit man den Werth der Gesundheit desto besser schäzen lerne? Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen — Tugend, die Gesundheit des moralischen Menschen; und Glückseligkeit, die gemeinschaftliche Frucht von beyden. Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm so lange, als er sie behalten kann; so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit unglücklich zu werden. Wozu hatten die Negern eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig, und hätten es, ohne sein Geschenke, vielleicht noch lange bleiben mögen. — Vielleicht auch nicht? — Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden eine Arzney für die Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hofnung, daß sie ihre Würkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte?"

8.

Dem sey wie ihm wolle, Abulfaouaris hatte zu Memphis den Ruhm eines sehr weisen

Bayerische Staatsbibliothek München

Mannes, und der König Psammuthis erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beygebracht, welche den Aegyptischen Manufacturen so vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten, daß seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sey.

Sollten nicht beyde Theile Recht gehabt haben? Psammuthis beurtheilte die Güte dieser Moral nach dem Nuzen, welchen sein Volk von ihr zog; die Negern beurtheilten sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beyde Theile anders denken? ——

Ja wohl! Sie hätten nur denken dürfen wie Abulfaouaris, — der einen ganz andern Maasstab des guten und bösen hatte, und den Nuzen oder Schaden seiner Moral für blosse Zufälligkeiten ansah, welche von dem erhabenen Standorte, auf den er sich in seiner Einbildung stellte, betrachtet, so klein und unbedeutend wurden, daß ein

Mann,

Mann, wie er, sich nicht die Mühe nahm, Reflexion darauf zu machen. ——

Und Abulfaouaris hatte auch Recht? —— Warum nicht? Er dachte wie ein Priester, Psammuthis wie ein König, und die alten Negern, wie ein alter Neger denken soll.

Seine Absicht war gut, sagten seine Freunde. —

Kann die gute Absicht eine unweise Handlung rechtfertigen? fragten seine Tadler. ——

Wir haben keine Lust, ihren Streit zu entscheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn nicht, weil er Recht hatte, sondern —— weil sie seine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht weil er Unrecht hatte, sondern —— weil sie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwischen ihnen anmassen? ——

Oder, gesezt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde; welcher Parthey sollten wir den Sieg zusprechen? ——

Macht die Absicht eine Handlung gut? —— Gütiger Himmel! Welche Uebelthat könnte nicht auf diese Weise gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegentheil? — welch ein strenges Urtheil sprechen wir dann wissend oder unwissend über das ganze Geschlecht der Kinder Adams! Wer wird bestehen können?

Ich gestehe, daß ich mich hier in der nemlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schah-Baham bey einem Problem von einer andern Art gerieth, und daß ich mir eben so wenig zu helfen weiß; — Jamais question plus difficile à decider ne s'étoit offerte à mon esprit, & je la laisse à resoudre à qui pourra.

9.

Abulfaouaris also, —— welcher, wie gesagt, zuweilen ein weiser Mann war, und zu allen Zeiten es wenigstens zu seyn schien; auch, wie wir sehen, gute Absichten hatte; — bekam einige Zeit vor seiner Reise in die Geisterwelt (wie es die Aegyptier nannten) den Einfall, „die geheime Geschichte seines Lebens zu Papier zu bringen." ——

— Ein

— Ein wunderlicher Einfall von einem Priester der Isis, wird man sagen — Genug, er hatte ihn.

Ich wiedme, sagt er, diese Bekenntnisse meinen geehrtesten Brüdern, den Priestern zu Memphis, Sais, On, Bubastos, Theben, u. s. w. und unsern Nachfolgern. — Sie sollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttinn zu Memphis aufbehalten, und vor profanen Augen sorgfältig verwahret werden. Meine Absicht ist, daß meine Fehltritte selbst durch die Lehren, welche sich andre daraus ziehen können, wohlthätig werden, und auf diese Weise das Uebel, das ich aus Irrthum oder Schwachheit gethan habe, so viel als möglich ist, vergüten sollen.

Wir gestehen, daß diese Stelle uns eine Hochachtung für diesen alten Priester der Isis eingeflößt hat, deren Grösse mit der Schönheit einer solchen Gesinnung und mit der Seltenheit derselben bey Personen seines Ordens in zusammengeseztem Verhältniß steht.

Und eben diese Hochachtung, — mit dem billigen Anstand, den wir nehmen, Bekenntnisse —— welche gewissermassen das Ansehen eines Testamen-

tes haben, — gegen seine ausdrückliche Verordnung, der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusezen; — und mit der Betrachtung, daß er unter profanen Augen vermuthlich die Augen aller derjenigen gemeynt habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis initiirt worden sind; welches Vortheils, allem Ansehen nach, die wenigsten von unsern Lesern sich werden rühmen können: — scheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worinn sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemaligen Eigenthümers — wo sie auch liegen mag — ungestört ruhen zu lassen. —

10.

DE MORTUIS NON NISI BENE! —

Eines von den ehrlichen wohlgemeynten Sprüchelchen, welche durch den täglichen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, das meiste von ihrem Geist — wofern sie anders jemals einen hatten — schon längst ausgedünstet haben! Die Wahrheit zu sagen, es ist, in dem Stande, worinn es sich dermalen befindet, ein ungeschmacktes, schiefes, unbrauchbares, nonsensicalisches Sprüchwort, — durch welches,

ches, wenn die Geschichtschreiber und Philosophen die mindeste Achtung dafür haben wollten, die Welt aller der Vortheile beraubt würde, welche sie von dem Beyspiele oder von den Fehlern und Verirrungen ihrer vom Schauplaze abgetretenen Mitglieder ziehen kann, — worinn doch, nur gar zu oft, der ganze Nuzen besteht, der sie wegen des ehemaligen Daseyn derselben schadlos halten soll.

Diese Reflexion, wir gestehen es, überwiegt bey uns alle Bedenklichkeiten. Wir sind überzeugt, daß die Mittheilung dieser Bekenntnisse Nuzen schaffen kann; und die alten Großmütter (wie sie Juvenalis nennt) haben nicht so viel Gewalt über unsre Zirbeldrüse, daß wir die pios manes des ehrlichen Priesters Abulfaouaris dadurch in ihrer Ruhe — welche wir ihnen herzlich gönnen und wünschen — zu stören glauben sollten. Wir theilen also dem geneigten Leser ohne längere Vorrede mit ——

Die Bekenntnisse des Abulfaouaris,

gewesenen Priesters der Isis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten, auf fünf Palmblättern. *)

Erstes Palmblatt.

„Durch die Geburt, als der Sohn eines Priesters, zum Stande meiner Voreltern bestimmt, wurde ich, in den Vorhöfen des grossen Tempels zu Memphis, in dieser strengen Regelmässigkeit erzogen, welche, nach der klugen Vorsicht unsrer Alten, erfodert wird, einen zukünftigen Priester zu bilden.

Zugleich mit den grossen Grundmaximen unsrer Hierarchie lernte ich die Kunst, meine Leidenschaften zu verbergen; — die Kunst, meine Blicke, Gesichtszüge und Gebehrden nach dem Modell einer unbeweglichen Gravität abzuzirkeln: — die Kunst, wenn

*) gezogen aus des Evemerus Beschreibung seiner Reise in die Insel Panchäa p. m. 165 — 194.

wenn ich zornig war, zu lächeln, und wenn andre lachten, gleichgültig, oder, wofern es die Umstände mit sich brachten, feyerlich auszusehen; — die Kunst, allen meinen Reden einen religiosen Schwung, allen meinen Handlungen religiose Beweggründe zu geben, und alles, was ich gutes that, der Inspiration des Osiris, oder der Isis, oder irgend einer andern Gottheit zuzuschreiben. — Kurz, alle diese Künste, die ich nicht nöthig habe, euch, meine sehr werthen Mitbrüder, herzuzählen, und welche zur Erhaltung unsers gerechten Ansehens so nothwendig sind, wurden mir durch die Erziehung so habituell, daß sie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene und die Grazie der Natur bekamen, und mir eben so mechanisch wurden, als ob ich sie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Ausser diesem wißt ihr, meine Brüder, daß unsre ganze Erziehung darauf eingerichtet ist, uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unsers Standes, einen immer brennenden, wiewohl äusserlich ruhigen Eifer für die Erhaltung unsrer Verfassung, und eine pünctliche Anhänglichkeit an die Ceremo-

nien, das Ritual und den ganzen Exoterischen Theil unsers religiosen Systems, einzuflösen.

Man bekümmert sich nicht darum, uns zu überzeugen, daß Isis und Osiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Typhon wirklich Götter sind; aber man gewöhnt uns an, ihnen, oder vielmehr ihren Bildern, und allem, was nur die mindeste Beziehung auf ihren Dienst hat, so zu begegnen, als ob sie es wären.

Diese Methode ist, wie ihr wisset, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderinn unsrer ganzen Verfassung gewesen ist. Die Einsichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Mysterien des Osiris und der Isis initiirt worden sind, würden bey den meisten von uns eine sehr nachtheilige Würkung haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechanischen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äusserste Ehrerbietung vor allen Gegenständen der öffentlichen Verehrung sehen zu lassen.

Ich gestehe freymüthig, daß ich die Nothwendigkeit dieser Angewöhnung aus meiner eigenen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne sie würde es

mir,

mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einsicht in unsre Geheimnisse zugelassen worden war, öfters beynahe unmöglich gewesen seyn, die Rolle, welche mir meine Bestimmung im Tempel zu Memphis auferlegte, so zu spielen, daß nicht dann und wann ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünstelten Verstellung wider meinen Willen hätte verrathen können, daß sie mir nicht natürlich sey.

Ich befand mich dieser Gefahr um so mehr ausgesezt, weil mir die Natur eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, welche sich zuweilen in mir empörte, und besonders bey solchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

Du bist überzeugt, sagte ich zu mir selbst, daß alle diese Götter, in deren Anbetung du das Aegyptische Volk unterhältst, weder mehr noch weniger als Menschen gewesen sind, wie du; Menschen, die von Brodt und Rindfleisch lebten, und nachdem sie gestorben waren, von Würmern gegessen wurden; denn die Kunst, die Todten durch Einbalsamierung zu erhalten, war zu ihren Zeiten

noch

noch nicht erfunden. Die Aufschlüsse sind unwidersprechlich, welche du durch die Initiation von dieser Wahrheit bekommen hast, von der dich schon die blose Vernunft hätte überzeugen sollen.

Wer weiß besser als du, daß dieser **Apis**, dessen Tod das ganze Aegypten in die tiefste Trauer sezt, ungeachtet seines weissen Vierecks auf der Stirne, eben so sehr ein Stier ist als irgend ein andrer Stier; und daß es lächerlich ist, einer Kaze wie einer Göttinn zu begegnen, oder vor einer Meerzwiebel sich demüthig im Staube zu wälzen? —— Du gestehest dir selbst, daß alle diese Dinge ihre vermeynte Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um diesem Pöbel bessere Begriffe beyzubringen, du unterhältst ihn in seinem dummen Aberglauben? O **Abulfaouaris**, Sohn des Menophis, ich besorge, du bist ein Betrüger!

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es — vielleicht zu meiner Schande, —— beunruhigten mich in den ersten Jahren meines Priesterstandes so oft, daß ich Mühe hatte, zu verhindern, daß sie bey

gewissen

gewissen Veranlassungen, nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es sey nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, eben diese Gedanken für Dünste und Würkungen der Milzsucht zu halten.

Wenn es jemals möglich seyn wird, antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklichkeiten, daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, so ist doch gewiß, daß es nicht in Aegypten geschehen wird; oder wenn das Aegyptische Volk jemals zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist wenigstens dieses unläugbar, daß dermalen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind. Die Religion der Aegypter, so anstößig und widersinnisch sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammengewachsen, daß seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist. Die Aegypter glauben eine Particular-Vorsehung, und eine Bestrafung begangener Uebelthaten nach dem Tode. Diese beyden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; von ihnen empfangen

die

die Geseze ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit. Selbst der Aberglaube des Aegyptischen Volkes dient dazu, die Würkung dieser grossen Wahrheiten zu befördern. Wo sie sich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbolen des unsichtbaren Wesens in die Augen, vor dessen Gegenwart und Aufsicht über ihre Handlungen sie zittern sollen. Je grösser die Ehrfurcht ist, welche sie für diese sichtbaren Bilder der Gottheit fühlen, desto kräftiger würkt auf diese rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche sie sich auf eine andere Art vorzustellen unfähig sind; desto heilsamer für die Gesellschaft wird die Furcht unter den Augen so vieler Gottheiten Böses zu begehen. Dem Volke reinere Begriffe zu geben, ist, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommensten Gewißheit überzeugt zu seyn, daß es ohne sie nicht schlimmer werden wird, als es mit ihnen ist, — welcher Gefahr würde durch eine so gewagte Verbesserung das ganze System der Staatsverfassung ausgesezt? Wenn es also Betrug ist, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren

Glanz er nicht ertragen konnte, so ist es ein heilsamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, diesen Namen zu verdienen. Nein, Abulfaouaris, du hast keine Ursache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu schämen, dem die ehrwürdigsten Geschäfte des Staates, die Erhaltung seiner Grundfeste und seines grossen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienst anvertrauet sind; — des Ordens, welchem die Aegypter alles, was sie so weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfassung, Geseze und Künste schuldig sind; — dem sie es zu danken haben, daß die Königliche Gewalt, — welche zu Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig, und die Seele ist, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdaurendes und würksames Ganzes wird; — aber, gleich der Seele, so leicht und so gerne ihre Gewalt mißbraucht, - daß sie in Schranken eingeschlossen bleibt, durch welche die Geseze und die bürgerliche Freyheit vor willkührlichen Anmassungen sicher sind. In diesem Lichte betrachte deine Bestimmung, Abulfaouaris, und dann sprich, ob eine edlere gedacht werden kann!

Zweytes Palmblatt.

Ich besorge sehr, meine Brüder, diese Gegenvorstellungen, welche ich meinem Gewissen, oder meiner Ehrlichkeit, oder wie ihr es nennen wollt, machte, sind nicht gründlich genug, daß sie mich so vollkommen hätten beruhigen sollen, als sie es thaten, nachdem mich — die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewisser Pflichten meines Dienstes, und gegen die Vorwürfe des besagten **wie heißt es?** unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre — aber seitdem ich die schwarze Pforte der Geisterwelt für mich aufgethan sehe, kommen mir viele Dinge anders vor als ehmals. Zum Exempel, die Distinction zwischen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und brilliantierten Seelen, deren wir andern uns berühmen, scheint mir bey weitem nicht mehr so wichtig zu seyn; und ich kann mich nicht erwehren, zu glauben, daß der armseligste Taglöhner in Memphis aus den Händen der Natur eine Seele von der nemlichen Art empfange wie der König, oder der verehrliche Vorsteher unsers heiligen Ordens, der Oberpriester des Osiris selbst. Warum

sollte

sollte es unmöglich seyn, der Seele dieses Täglöhners begreiflich zu machen, daß Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel eine — Meerzwiebel sey; — daß der Stier allerdings für ein symbolisches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daß der Ibis uns nützlich sey, weil er unsre Schlangen ißt, und daß ihm unsre Aerzte vielleicht das Geheimniß des Clistiers abgelernt haben; daß die Meerzwiebel ein vortrefliches Specificum sey, verdickte Säfte zu zertheilen: aber daß schlechterdings kein Grund vorhanden sey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre bezeugen sollten? — Ich gestehe, daß es mir schwer fällt, so schlecht von einem Geschöpfe zu denken, das einem Menschen gleich sieht, als ich von ihm denken müßte, wenn ich es für unfähig halten sollte, so simple Wahrheiten begreiffen zu lernen; — und daß ich, meines Orts, viel weniger begreiffen kann, warum es dem Dümmesten unter allen Dummköpfen dieser Unterwelt nicht unendlich mal begreiflicher seyn sollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott sey. — Allerdings ist die Macht des

Aberglaubens, wenn er einmal von dem Gehirne des Menschen Besiz genommen hat, entsezlich. Aber ich sage auch nicht, daß man sie auf einmal klug machen solle. Wenn blinde Seelen sehend gemacht werden sollen, muß man ohne Zweifel die nemliche Vorsicht gebrauchen, wie bey Leuten, denen man den Staar gestochen hat. Genug, daß sich in zwanzig bis dreysig Jahren eine erstaunliche Revolution in den Köpfen des Volkes bewürken liesse, wenn wir uns entschliessen könnten, ein so edelmüthiges Werk zu unternehmen, und darinn nach einem gemeinschaftlichen regelmässigen Plan zu verfahren. Ich denke nicht, daß wir nöthig haben, uns die Besorgniß, „die grosen Grundwahrheiten unsrer Religion möchten dadurch miniert werden," davon abschrecken zu lassen: Wahrheit und Wahrheit sind zu homogene Dinge, als daß sie sich nicht mit einander vertragen sollten.

Aber ich weiß einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunsch schwerlich jemals aufhören wird, ein Wunsch zu bleiben. — Ihr werdet, das bin ich gewiß, alle, einer nach dem andern, so denken wie ich; aber ach! wie

wie Abulfaouaris, werdet ihr erst alsdann so denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt, Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch diesen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Busen aufschliessen werde, um euch Geheimnisse darinn sehen zu lassen, die vor jedem andern, als einem allsehenden Auge, verborgen geblieben sind.

Hermes, der grosse Stifter unsers Ordens, und der Gesezgeber unsrer Nation hinterließ uns eine sehr einfache Religion; wie ein Volk sie nöthig hatte, welches eben erst durch ihn gesammelt worden war, und die erste Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte; und so gut, als ein solches Volk sie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenste Sorge scheint gewesen zu seyn, die künftigen Priester, als die Depositarien seiner Geseze, auf den richtigen Standpunct zu stellen, aus welchem sie das erhabene Amt, ... ches er ihnen in seiner Republik anvertraute, zu übersehen hätten. Er verfaßte seine geheim- Lehre theils in Hieroglyphen, theils in dem geheiligten Alphabet, wovon er der Erfinder war, und wo-

zu wir allein den Schlüssel haben. Er lehrte uns darinn, daß seine Religion aus einem politischen Gesichtspuncte betrachtet werden müsse, und daß seine Absicht dabey keine andere gewesen, als seine neugestiftete Republik fester zusammen zu ziehen, und durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer strengen Bestrafung des Lasters nach dem Tode der Unzulänglichkeit seiner Geseze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu, alles was er an den Aegyptern habe thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und poliert werden müsse; welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Ueberdem seyen alle Geseze, ihrer Natur nach, der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns deswegen — doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind, als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Ideen nicht mehr so gebieten kann, wie vormals — ich komme zur Sache!

Die älteste Religion der Aegypter war also, wie gesagt, sehr simpel.

Die Aufnahme der **Heroen** unserer Nation unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung; und die **Hieroglyphen** gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beynahe ins Unendliche zu vermehren. Niemals ist vielleicht ein abergläubischeres Volk, und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit disponirt machte, gewesen, als das unsrige. Aegypten ist in der That das **Land der Wunder**; und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beym Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnißvoller Denkmäler eines die Geburt aller andern Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt, zu glauben, daß es ehemals eine **Wohnung der Götter** gewesen sey. — Die Einwohner eines solchen Landes müssen natürlicher Weise mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienste der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen, zumal wenn sie überhaupt zur Melancholie geneigt sind, und ihre ganze Verfassung, anstatt diesen Fehler

der Natur zu verbessern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung giebt. Denn wie sollte ein Volk nicht schwermüthig seyn, welchem wir aus einem Raffinement von religioser Politik alle Musik untersagt haben; — welches so gar bey seinen Gastmählern und geselligen Ergözungen die Gegenwart einer Mumie vonnöthen hat, um sich zur Freude aufzumuntern; — und bey welchem die Könige selbst den größten Theil ihres Lebens damit zubringen, sich ihr Grabmal zu bauen? Ein solches Volk ist dazu gemacht, in einer Religion, welche der Düsterkeit seiner Gemüthsart analogisch ist, zu gleicher Zeit eine Nahrung seines Trübsinns und ein Hülfsmittel gegen das Uebermaas desselben zu suchen. Der ausschweifendeste Aberglaube scheint ein Bedürfniß der Aegypter zu seyn. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jeder Ort, jede Zeit, jede Handlung, jeder Mensch hat seine eigene. Die alltäglichsten Erscheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen; die natürlichsten Uebel zu besondern Strafgerichten gemacht. Ein nichts bedeutender Zufall, ein alberner Traum ist genug die Ruhe solcher Unglücklichen

zu stören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was sie thun sollen; und die andere, ihnen abzubitten, was sie gethan haben.

Wie konnt' es anders seyn, als daß ein solches Volk mehr Priester haben mußte als irgend ein anders in der Welt? Es mußte ihrer schon eine unmässige Anzahl haben, um nur jedem Gotte seinen Priester zu geben. Der ursprüngliche priesterliche Stamm reichte nicht zu, die Aegyptische Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entstund daher eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke; Leute, welche anfangs keine andre Prätension machten, als den Priestern in ihren Verrichtungen beyzustehen, und den Aegyptern zu ihren Privatandachten behülflich zu seyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorhersah, was so leicht vorher zu sehen war. Aber unvermerkt wußten sie so viel Ansehen bey dem Volke zu erschleichen, daß es unmöglich gewesen wäre, sie wieder loß zu werden, als man zu merken anfieng, wie nachtheilig ihr Daseyn, ihre Vermehrung, und ihre Bemühungen der alten Ver-

 fas-

fassung wurden. Die Liebe zum Müssiggang, und die Bequemlichkeit sich auf Andrer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmte das Land mit diesen Mitteldingen, deren eifrigste und unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel, wie eine Fliege ihren Raub, mit ihrem Hirngespinste zu umwickeln, und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen, zu graben, oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Grossen den Zugang zu öffnen; oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten, Kazenlöcher, — wenn sie nur hinein kommen. Und da sie es einmal so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in kurzem ihr Uebermuth? Wir selbst mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten: glücklich genug, dem ehrwürdigen Charakter unsers Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Alterthum ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter fressende Uebel in der Wurzel anzugreiffen. —

Und nun, meine Bruder, — hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Aegypter nichts zu hoffen ist. Die grosse Isis möge ihnen gnädig seyn! — Aber, in diesem Leben, werden sie niemals einsehen lernen, daß eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Palmblatt.

Die nemliche Politik, meine Brüder, welche euch zurückhält, dem Aberglauben, und diesen vorbesagten Mitteldingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt mich auch zurück. Ich glaubte, daran weislich zu thun, aber seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifl' ich sehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wir's nicht wagen dürfen, wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das angelegenste ist, die Bewahrung der Geseze, und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat?

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese grose Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache, nach ihrer Wichtigkeit, in Ueberlegung zu nehmen, und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die lezten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch, ich besorge sehr, dasjenige, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß, nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntniß, welches ich im Begriff bin abzulegen; — Möchte dies, grosse Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gerichte angesehen werden, vor dem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königinn der Götter? — Ihr begreiffet nicht, was dieser Abulfaouaris, dessen untadeliches Leben andern zum Beyspiel vorgehalten wurde; dieser Abulfaouaris, der sich durch die Ausbreitung unsers Gottesdiensts und unsrer Herrschaft über eine

afri-

africanische Nation, welche unserm grosen Sesostris selbst unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das Aegyptische Reich erworben, — begangen haben könne, das den Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte? —

Ach! meine Brüder, — wenn ich anders noch würdig bin, euch zu nennen — eben dieß, was mir von der Welt, von unserm Hofe, von unserm geheiligten Orden selbst, so viele Lobsprüche und Belohnungen zuzog — eben dieß, was der Stolz meines Lebens seyn sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, — wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, wenn das inwendige Gefühl, daß diese Strafe das wenigste ist, was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte! —

Höret dann meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beyspiel den besten unter euch erzittern, und einen jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen, wie Feinde, zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauren. Ein weises Mißtrauen in uns selbst

ist

ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum mußt' ich, in der Sicherheit einer vierzigjährigen Tugend, diesen goldnen Spruch aus den Augen verliehren?

Ich will euch von der Geschichte meiner Reise zu den Negern dasjenige nicht wiederhohlen, was aller Welt bekannt worden ist. Die geheimen Umstände dieser Haupt-Epoche meines Lebens sind es, was meinem ganzen Betragen sein wahres Licht giebt; und nur von diesen wird hier die Rede seyn.

Ihr wisset, denke ich, meine Brüder, daß diese Negern zu der Zeit da ihr Unstern mich zu ihnen führte, ein freyes, unschuldiges, und in seiner Unwissenheit künstlicher Bedürfnisse glückliches Volk war.

Ihr wisset nicht minder, daß sie gegenwärtig auf Aegyptische Weise poliziert, mit unsern Sitten und Lastern angesteckt, und der willkührlichen Gewalt unsrer Könige, oder vielmehr der Raubsucht und dem Uebermuth ihrer Höflinge unterworfen, und unter diesem Joche vielleicht das unglücklichste Volk unter der Sonnen sind.

Und

Und wenn nun der Geiz, die Ambition, und die Ueppigkeit des Priesters Abulfaouaris die wahren Ursachen dieser für die arme Negern so unglücklichen Veränderung gewesen wären, — würde er nicht Ursache haben, das vermeynte Verdienst, welches ihm die ehrenvollen Namen eines Lehrers und Gesezgebers dieser Nation erworben, für die schwärzeste That seines Lebens zu halten?

Und so, meine Freunde, verhält sich die Sache.

Der Umstand, welcher mich in den Stand sezte, der Blöse der ehrlichen Negern zu Hülfe zu kommen, war nicht so sehr zufällig, als ich es dem König vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bey diesen Wilden zu hohlen wären; und, ohne den Profit so genau auszurechnen wie der Oberaufseher der Finanzen, wußte ich doch sehr wohl, daß ich bey der Vertauschung meiner Leinwand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan diese Nation zu polizieren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit, und eine gewisse

Ducti-

Ductilität, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welches dieses Volk liebenswürdig machten, und mir hätten beweisen sollen, daß es unsrer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir die erste Idee gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Aegypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Diese Idee arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihr machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Policey, — für elend zu halten; — das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeugten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für ein Aequivalent meiner gemahlten Leinwand zu halten schien; — die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch die Mittheilung der übrigen Produkte unsrer Künste machen könnte: — alles dies würkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenke zu machen,

chen, abschrecken konnte; — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande; die Gefahr, oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen, mit unsern Bedürfnissen, unsre Leidenschaften, und mit beydem unsre Laster mitzutheilen; endlich, die nur allzugerechte Besorgniß, wie unglücklich sie durch den Mißbrauch der Gewalt, welcher die Aegypter unter dem Schein der Freundschaft sich über sie anmassen würden, werden könnten. — Die Natur hat mir ein empfindsames Herz gegeben, meine Brüder; ich erschrack vor den Folgen meines ersten flüchtigen Entwurfs, und — so sehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an diesem Volke, verdienen konnte, — so glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenschaft, welche gewohnt ist den Sieg davon zu tragen, so schwer er ihr auch gemacht wird, den Ausschlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erstaunen — so wenig hättet ihr eine solche Schwachheit von der strengen Weisheit des Abulfaouaris vermuthen können — wenn ich euch sage, daß es die Liebe, oder richtiger zu re-

den,

den, die Leidenschaft war, welcher man mit diesem schönen Namen das Auffallende benehmen will, das sie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man sie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die priesterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Saamen dieser vermeintlichen Schwachheit, — welche in der That der Tugend günstiger ist, als man gemeiniglich glaubt, — in meinem Herzen erstickt. Aber den Hang zur sinnlichen Liebe konnte diese Erziehung nicht ersticken; und so gut ich — Dank sey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieses unheilige Feuer zu verbergen wußte, so brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir, über diesen Punkt, noch keinen sonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen sollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend scheitern würde, als unter diesen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worinn die Flamme, von der ich gesagt habe,

zumal, wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bey einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verlohren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Figuren; — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinnen machten, sezte meine Einbildungskraft in die Disposition, worinn sie seyn muß, um von einem besondern Gegenstand lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Disposition erblickte ich die schöne **Mazulipa**, — die Frau eines Mannes, welcher ein vorzügliches Ansehen unter diesen Schwarzen hatte; — und der erste Anblick würkte so gut, daß ich in weniger als vier und zwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die Syrische Göttinn beschlossen hätte, mich zu einem Beyspiel der furchtbarsten Würkungen ihres Zornes zu machen.

Ich konnte euch kein Gemälde von dieser unschuldigen Verführerinn machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken mich zu verführen — ohne eure Imagination in Gefahr zu sezen. — Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit, — stellt mir noch in diesem Augen-

blick ein so warmes Gemälde von diesem reizenden Weibe vor, daß ich wider meinen Willen unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken. —

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wußte, im ersten Augenblicke, so gut, wohin sie zielte, und dachte so wenig daran, mich über ihre Absichten zu betrügen, daß ich vielmehr von besagtem Augenblick an keine Macht hatte auf etwas anders zu denken, als auf die Erfindung eines schicklichen Mittels, sie ohne Gefahr meines Charakters befriedigen zu können —

Und in eben diesem Momente war es auf einmal beschlossen: daß die Negern polizirt werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizey ist auf unsere Religion gebaut; und so sollte es auch bey meinen Negern seyn. Nichts war mir izt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — "Es war, zum Exempel, keine nothwendige Folge, daß sie mit unsern Sitten auch

unsre

unsre Laster annehmen mußten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andre fehlen sollten, waren nicht die **Mysterien der Isis** ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbniß, — das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens? — „

Die **Mysterien** — diese Idee frappierte meine Einbildung. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß die Idee dieser Geheimnisse, — an welche keine Seele, welche des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wuth der Leidenschaft begeisterten Phantasie den Stoff zum schändlichsten Entwurfe darbot, der jemals den Busen eines Menschen besudelt hat? — Aber denket nicht, daß ich, so elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sey, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsre Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder — ich verwarf die scheußliche Eingebung des unreinen

Dämons — ich erschrack vor mir selbst; und von diesem Moment an kämpfte ich mit solcher Gewalt gegen ihn, faßte so heldenmüthige Entschliessungen, daß — ich Ursache zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh ihn seine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren sicherm Hinterhalt die versteckte Leidenschaft, indessen daß wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten laurt, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entschlossenheit, glaubte ich nun ohne mindestes Bedenken an dem grossen Entwurf der Metamorphose meiner Negern arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit sie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daß ich eben so wenig Mühe haben würde, sie in den übrigen Puncten nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unserer Religion — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Initiation

tiation in den Mysterien bey ihnen einzuführen; meine Lieblings-Idee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug realisieren konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beyspiel des dreymal grossen Hermes vor mir; und ich glaubte die Unschuld meiner Negern, wofern sie ja von der Ansteckung unserer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Initiation am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht.

Ich hatte inzwischen eine Reise nach Aegypten gemacht, dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben, und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stund allenthalben vor mir; es beunruhigte, — darf ich es sagen? — es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft

stieg zuweilen auf einen Grad, der alle meine Entschlossenheit wanken machte. Aber der gute Vorsaz, dieses betrügliche Palliativ, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünscht' ich mir Flügel, um desto schneller zu den Negern zurückkehren zu können; — Mazulipa war unter ihnen.

Ich Unglücklicher! — Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer sey, der mich ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geschäfte zurückzukehren; — und ich ließ euch in euerm Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen, — und beschloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein grosses Opfer zu bringen, und mir dasjenige, wornach mich so heftig verlangte, was meine Reise bis zum Wunder beschleuniget hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, zu versagen. — Desto eifriger wurde an dem Tempel der Isis, und den Zubereitungen desselben zu Begehung der Mysterien gearbeitet! —

Es war nicht lange möglich, die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusezen. Ihr Mann war, nach der neuen Einrichtung — so wie er es auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten des Volkes; — und die junge Dame brannte vor Begierde den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen mußte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bey einer Feyerlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich, nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unsrer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabey zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich, mit einer äusserst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verbergen; und von den Mysterien durft' ich ihr nichts sagen, als was alle Ungeweyh-

ten wissen dürfen. In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, sprach ich ihr einsmals, aus Veranlassung unsers gewohnlichen Gegenstandes, von den Exempeln, welche wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsaz, wurde mein Gemälde, so behutsam ich die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Imagination zu interessieren. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; — aber die Eindrücke, mit der ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien brach nun heran; — die Einbildungskraft der schönen und gefühlvollen Mazu-

lipa schien ausserordentlich erhöht zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesezt: ob ich glaubte, daß sie unschuldig genug sey, um einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — denn sie hatte von mir gehört, daß die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daß man sich ausserordentliche Dinge nicht wünschen müsse; — aber zu gleicher Zeit hatte ich die Schwachheit, hinzuzusezen: daß man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkühr der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daß ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewußt gewesen sey; aber — ich fühlte doch, daß ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht, sie aus meinem Busen hervorzuziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen; — meine eißkalte Hand zittert, da ich fortfahren will — Vergebens würde ich mich bemühen,

hen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische **Mazulipa** betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die **Initianden** wandeln müssen. Der Boden zitterte unter ihren Füssen; tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tausend eben so seltsame Gestalten von plözlich wieder verschwindenden Blizen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbey; — als in einem solchen Bliz der Gott Anubis ihr erschien, und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und Erwartung athemlos alles zu leiden bereit war, die Beute des sacrilegischen Betrugs wurde. — Ich habe nicht nöthig, euch zu sagen, wer Anubis war; — Möchte ich es auch vergessen können!

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigte Augen, — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte,

wandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können, — länger verunreinigen wollte. —

Es ist sehr unglücklich für mich, — aber es ist doch zugleich das einzige, was mir bey der quaalvollen Erinnerung an diesen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daß ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch mein Exempel zu belehren, „daß Personen von unserm Stande, mehr als alle andre Classen von Menschen, Ursache haben, ihr Herz zu bewahren; — und daß eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefodert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst, unter dem ehrwürdigen Schleyer der Religion den Augen der Welt zu entziehen; — oder, um alles mit wenigem zu sagen: weil das Heiligste und Beste, was die allesregierende Vorsicht dem menschlichen Geschlechte gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniß, der Unterdrückung, und des allgemeinen Elendes werden kann."

Unser

Unsere Heucheley, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Aergerniß, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von aussen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muß die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenigbedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf die nemliche Weise wie ein stillwirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht in die Augen fallen; er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran, seinen Absichten zu widerstehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, sie auszuführen, freywillig in die Hände giebt. Ungestraft mißbraucht er der unschuldigsten unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Privatleidenschaften zu machen, indem sie sich den höhern Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

Erzittert, meine Brüder, vor allem dem Bösen, das ein Priester der Isis thun kann! —

Und,

Und, o! möchte Abulfaouaris, unter allen seines Ordens der einzige seyn, der solche Bekenntnisse zu machen hat!

Ende

der Bekenntnisse des Priesters Abulfaouaris.

II.

Ungeachtet die Natur der Sache selbst es mit sich bringt, — und wir uns auch hierüber, zu allem Ueberfluß, schon mehr als einmal deutlich erklärt haben, — daß Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens nicht den Einfältigen zum Besten geliefert werden, — welche in Bunyans Pilgrimsreise oder in den Werken des Ehrw. P. C** m eine angemessene Nahrung für das Ding, das in ihnen vegetiert und träumt, und schwärmt und seufzt, suchen und finden können: — So nöthigte uns doch die blosse Möglichkeit, daß dieses Buch das Unglück haben könnte, einer solchen einfältigen, oder, um die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen, einer solchen undenkenden Seele in die Hände zu

gerathen, eine kleine Digression von unserm Plane zu machen, um, wo möglich, Mißverständnissen vorzubeugen, welche aus der armen, Thieren und Menschen gemeinsamen Fähigkeit, „Aehnlichkeit zu sehen ohne die Verschiedenheit wahrzunehmen," häufig zu entstehen pflegen.

Was die boshaften Seelen betrift, bey denen nicht Unverstand, sondern der böse Wille die Quelle vorsezlicher Mißdeutungen wird, diesen haben wir nichts zu sagen, als die alte triviale Beobachtung: „auf der nehmlichen Wiese sucht der Ochse Gras, die Biene Honig, die Schlange Gift, und der Storch — das Sinnbild gewisser Critiker — einen Laubfrosch.

Die Geschichte mag immerhin dazu gebraucht werden können, das Alterthum gewisser Geschlechter zu beweisen, oder die Modernität anderer zu verstecken, den Gewaltthätigkeiten der Grossen durch würkliche oder vorgebliche Ansprüche eine Farbe von Recht anzustreichen, die zweydeutigen Titul gewisser Besizer zu entkräften oder zu bestätigen, und überhaupt, den Gelehrten einen unerschöpflichen

chen Stoff zu Untersuchungen, Erläuterungen und Verbesserungen zu geben; — alles das, (den lezten Punkt in seiner gehörigen Einschränkung ausgenommen) sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten, woran dem menschlichen Geschlechte wenig gelegen ist; — der grosse, allgemeine, unendliche wichtige Nuzen der Geschichte ist, was Terenz seinen Demea, wiewohl in einem eingeschränkten Sinn, sagen läßt,

Inspicere tanquam in speculum, in vitas omnium

— Atque ex aliis sumere exemplum sibi.

Sie muß also als eine Sammlung von Begebenheiten, welche zum allgemeinen Unterricht des menschlichen Geschlechtes, zur Warnung vor den Fehlern unsrer Vorgänger, zur Erweckung des Abscheues vor ihren Lastern, und der Nacheiferung ihrer Tugenden dienen, vornehmlich aber als Charakteristik der Menschen, Zeiten und Sitten, der Meynungen, Leidenschaften, Denkensarten und Absichten der verschiedenen Classen und Stände, aus denen die menschliche Gesellschaft zusammengesezt

gesezt ist, d. i. als die Quelle der zuverlässigsten Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, und ihrer unendlich vervielfältigten Modificationen, in Concreto, angesehen werden. — Und sobald wir sie aus diesem Gesichtspunkt studieren, und benuzen wollen, „so ist nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden, Anspielungen und Beziehungen von jenen auf diese aufzusuchen, und durch diese Vergleichung sich in den Stand zu sezen, von den menschlichen Dingen ein richtiges Urtheil zu fällen, und mit Verstand und Discretion sagen zu können;

Hoc falsum est, hoc adustum est, hoc lautum est parum;

Illud recte; iterum sic memento! — *)

Aber welch ein erhabnes und ausgebreitetes Genie wird zu dieser Operation erfodert! welcher Scharfsinn! welch ein feines Gefühl! welche Beurtheilung! welche Behutsamkeit! welche Freyheit von allem, was den Beobachtungsgeist täuschen oder das

*) Terent. Adelph. Act. III. Sc. 4.

das Urtheil verfälschen kann! — Was Wunder, wenn der Chronikenschreiber und Compilatoren so viele, und der Plutarche, der Montaigne, der Montesquieu so wenig sind!

In comischen Romanen, oder auch in Begebenheiten, welche blos zur Belustigung müssiger Leser erdichtet sind, **Anspielungen** auf einzelne Personen und Begebenheiten unsrer Zeit suchen, ist eine Beschäftigung, welche mit der Auflösung der Logogryfen im Mercure in Eine Classe gehören würde, wenn sie eben so unschuldig wäre. Gleichwohl ist nichts gewöhnlicher, als diese kleingeistige Unart, die Geschichte, wie einen Roman, zum Zeitvertreib, und erdichtete Abentheuer, mit der Absicht, Gebrauch davon zu machen, zu lesen.

Es giebt eine dritte Gattung von Begebenheiten, welche ihren Stoff aus der würklichen Natur herhohlt, aber die Form desselben von der Erdichtung borgt, und daher eine **Mittelgattung zwischen Geschichte und Roman** ist. Bey dieser Art von Werken ist es hauptsächlich darum zu thun, gewisse moralische Züge und Formen, welche in den Annalen des menschlichen Geschlechts zwar häufig,

aber zerstreut, und von tausend eingeflochtenen Zufällen und unter andre Rubriken gehörigen Dingen verdunkelt, zu finden sind — unter einen besondern Gesichtspunkt zu bringen, in der Absicht einen gewissen Charakter, oder gewisse praktische Wahrheiten in ein helleres Licht zu stellen, oder die moralischen Ursachen gewisser Phänomenen deutlicher aus einander zu sezen. Die nüzliche Absicht dieser Art von Werke, an sich selbst, und ohne abgezielte besondere Rücksichten, fällt so stark in die Augen, daß es insgemein blosser Muthwill auf Seiten des Lesers ist, den wahren Zweck derselben vorbeyzugehen, um verdeckte Absichten und vermeyntliche Anspielungen herauszukünsteln.

Ob die Reise des Evemerus nach der Insel Panchäa oder (wie das Buch eigentlich hieß) die heilige Geschichte *) dieses unter den Alten so berüchtigen Gegners des vulgaren Aberglaubens seiner Zeit, eine würkliche Geschichte, oder, wie Warbürton und andere glauben, eine Erdichtung sey, — ist,

*) S. Hier. *Colonna* Fragm. Ennii p. 312. sq. *Plutarch*. de Is. & Osir. und Museum Hist. Philos. Brem. Vol. I. P. IV. artic. 3.

ist, zur Zeit, noch ein Problem, worüber sich die Gelehrten, mit ihrer guten Gelegenheit, vergleichen können; wiewohl wir nicht läugnen, daß das Ansehen eines Mannes wie **Plutarch**, welcher uns positiv versichert, daß es niemals weder auf dem Ocean noch auf dem festen Land eine Insel Panchäa gegeben habe, der lezten Meynung den Ausschlag zu geben scheint. Doch, selbst in diesem Falle, würde sich, ohne andere Entscheidungsgründe, noch nicht mit Sicherheit behaupten lassen, daß die Geschichte und die Bekenntnisse des Priesters Abulfaouaris eben so erdichtet seyen, als die Reise nach der Insel Panchäa.

Das Publikum sollte sehr gelehrte Abhandlungen über dieses Problem zu lesen bekommen, wenn sich irgend ein Mäcen entschliessen wollte, einen Preiß auf fünfzig Ducaten auf die beste Abhandlung über diese interessante Frage auszusezen.

Alles, was wir, bis dahin, dem einfältigen Leser rathen können, ist, unmasgeblich; sein Urtheil über diese — und, wenn er uns glauben wollte, über alle andre Sachen in der Welt — klüglich

zu suspendieren; und das Ganze, mit einem bedeutungsvollen Kopfschütteln, dahin gestellt seyn zu lassen.

Doch glauben wir, mit einstimmigem Beyfall aller ehrlichen Leute auf dem Erdboden sagen zu können: „Wofern es niemalen keinen Abulfaouaris gegeben haben sollte, so — würde sich das Geschlechte der Kinder Adams nichts desto schlimmer dabey befunden haben.„

Bey-

Beyträge
zur
geheimen Geschichte
des
menschlichen Verstandes und Herzens.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

I.

Alles in der Welt hat seine Regeln, sagt die weise und schnippische Gemahlinn des Sultan Schah-Baham; selbst das armselige Ding, das man ein Mährchen nennt, hat die seinigen; —

Mir däucht, die Sultaninn hat Recht.

Und wenn denn alles seine Regeln, oder welches auf eins hinausläuft, seinen Plan hat; so ist nichts richtiger, als daß auch dieses Buch, wiewohl der Titel eine blosse Sylvam zu versprechen scheint, einen Plan haben muß, so sonderbar oder so versteckt es immer seyn mag.

Man spricht viel von der schönen Unordnung einer Ode; — oder von der schönen Unordnung, worinn sich eine Dame ihrem Liebhaber zeigt, dem sie, in Hoffnung, daß er sich sehr ehrerbietig aufführen werde, morgens um neun Uhr einen Rendez-vous in ihrem Cabinette gegeben hat. Aber

ob die schöne Unordnung eines Buchs von etlichen Octavbänden, — vorausgesezt, daß ein wenig mehr Sensus communis in diesem Buche sey als im Amadis de Gaule — eine so sehr gute Würkung thun würde, — das sollt' ich nicht denken; wenigstens nehm' ich keinen Anstand zu bekennen, daß, wenn mein Freund Yorik — alas! poor Yorik! — sich der Rechte und Freyheiten der Laune in seinem Tristram mit etwas mehr Discretion bedient hätte, dieses unnachahmliche Buch der Weisheit und Thorheit mehr dabey gewonnen als verlohren haben würde.

Nicht, als ob ich hier gewissen steiffen gelehrten Pantalonen zu Gefallen reden wolle, welche uns gerne glauben machten, daß ihre Werke, aus lauter Respekt vor dem Publiko, so wenig Genie, Wiz und Munterkeit haben; und die bey jeder Gelegenheit mit einer feyerlichen Miene urkunden und zu vernehmen geben, was massen es sich nicht schicke, daß ein Autor mit einem ehrsamen Publiko scherze. Diese Herren kennen, mit ihrer Erlaubniß, das Publikum noch nicht gar zu wohl, wenn sie nicht

wissen,

wissen, daß es, wie viele Schönen, lieber weniger respectiert und desto besser amüsiert seyn will.

Wie denn auch seyn mag, so versichre ich hiermit den geneigten Leser in ganzem Ernste, daß, ungeachtet alles dessen was der Augenschein, — dem (wie sie wissen) nicht allezeit zu trauen ist, — dagegen zeugen mag, mehr Ordnung und Uebereinstimmung der Theile und des Ganzen in dem gegenwärtigen Werke herrsche, als man denken sollte.

Gegenwärtig, ich gestehe es, ist es blosse Höflichkeit auf Seiten der Leser, wenn sie es glauben. Aber ehe dieses Buch zur Hälfte des körperlichen Inhalts von **Herkules** und **Herkuliskus** angewachsen seyn wird, hoff' ich es dahin zu bringen, daß sie davon überzeugt seyn sollen; und denenjenigen, welche die Leute nicht sind, die sich mit dergleichen Dingen den Kopf zerbrechen, wird man beym Schlusse durch eine kurze Recapitulation, in Form einer Tabelle, zu dienen beflissen seyn.

Und so viel von der schönen Unordnung, oder der unter einer eleganten Nachlässigkeit versteckten Ordnung dieses unsers Händewerks!

2.

Ich habe mir diese zwanzig Jahre durch, ohne Ruhm zu melden, einige Mühe gegeben, diese sonderbare Nation von Menschen, welche man (seit der Aufwartung, welche Pythagoras bey einem Fürsten der Phliastier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand zu kennen nicht die Ehre hätten) Philosophen nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleisse zu studieren; und ich schmeichle mir, sie (den Johannes Duns und die übrigen von seiner Caste ausgenommen) so ziemlich ausfündig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich nicht nächst der mütterlichen Natur den besagten Philosophen die Gabe, mit den Augen zu sehen, größtentheils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig bin, kann mich nicht verhindern, zu gestehen, daß die meisten unter ihnen, zu Zeiten — sehr wunderliche Launen haben. Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That, in Rücksicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn,

Wenn, zum Exempel, diese gänzliche Vertiefung in das contemplative Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen daß er in einsamen Orten, ja wohl gar unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studiren oblag, seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachlässigen machte; — wenn, sage ich, diese Vertiefung in den erhabensten oder subtilsten Speculationen das wunderlichste wäre, was man diesen Herren nachsagen könnte; — so möchte es noch immer hin gehen. —

Aber wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Crates mit der schönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beylager hält; Parmenides die Bewegung läugnet; Anaxagoras behauptet, daß der Schnee schwarz; Zeno, daß der Schmerz kein Uebel sey; Plato in seiner Republik auf Gemeinschaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeugniß der Empfindung für betrüglich ausgiebt; Plotinus versichert, daß er den Vater der Götter und der Menschen mit Augen gesehen habe; Julian zu gleicher Zeit den Kaiser, den Cyniker und den Zauberer spielt; die Scholastiker

stiker mit grosser Ernsthaftigkeit untersuchen, num Deus potuerit suppositare cucurbitam? Cardanus uns bereden will, daß er bey hellem Tage Gespenster sehe; Cartesius der H. Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn sie ihm zu einem neuen System verhelfen wollte, u. s. w. — so begreiffe ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieser weisen Männer bessers sagen konnte, als, — daß ein Philosoph seine Launen, Grillen, Anomalien und Eclipsen habe, so gut als ein andrer; und daß, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche specifische Unterschied zwischen einem philosophischen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darinn bestehe, daß jener seine Narrheit in ein System raisonniert, dieser hingegen ein Narr geradezu ist; ein Unterschied, wobey sich noch auf Seiten des Philosophen, unter andern, dieser Vorzug darstellt, daß er, ordentlicher Weise, ein ungleich amüsanterer Narr ist als ein gemeiner Narr.

3.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einstimmigen Glauben des menschlichen Ge-

Geschlechts zu behaupten, daß der Schnee schwarz sey, hat in unsern Tagen, unsers Wissens, keinen stärker angefochten, als den berühmten Verfasser des Emils und der neuen Heloise, des Devin du village und des Briefs gegen das Theater, des gesellschaftlichen Vertrags, und der beyden Abhandlungen, daß die Wissenschaften und Künste der Gesellschaft, und daß die Geselligkeit dem menschlichen Geschlecht verderblich seyen, u. s. w. — Doch, was sag' ich von unsern Tagen? niemals hat ein Sterblicher die Neigung allen andern Geschöpfen seiner Gattung ins Angesicht zu widersprechen weiter getrieben, als dieser mit allen seinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm unrecht thue, wenn ich unter die leztere den Einfall oben an stelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit ꝛc. hatte, der Welt wissend zu machen, „daß eine gute Auflösung des folgenden Problems,

„was für Erfahrungen wären erforderlich, um
„zu einer zuverlässigen Kenntniß des natürli-
„chen Menschen zu gelangen? Und wie könn-
„ten

„ ten diese Erfahrungen im Schoose der Gesell„ schaft gemacht werden?" —

der Aristoteles und Plinius unsrer Zeiten nicht nur nicht unwürdig wäre, sondern daß in der That diese Erfahrungen zu dirigiren, die grösseſten Philosophen nicht zu groß, und die Unkosten dazu herzugeben, die mächtigsten Könige nicht zu reich seyn würden; ein Concurs, der unserm Weisen selbst so wenig unter die Dinge, auf die man warten darf, zu gehören scheint, daß er alle Hoffnung aufgiebt, ein dem menschlichen Geschlechte so ersprieslisches Problem jemals aufgelößt und realisiert zu sehen.

Ich weiß nicht, was Hr. R** für Ursache hat, dem guten Willen, oder dem Vermögen aller der Kaiser, Könige, Sultane, Schahs, Nabobs, Kan's, Emirs, u. s. w. welche den Erdboden beherrschen, so wenig zuzutrauen; — Denn die Aristoteles und Plinius unsrer Zeit, kann sein Mißtrauen unmöglich zum Gegenstande haben. Ich, homuncio, habe mir zum Geseze gemacht, von unsern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will, daß man von den Göttern denken soll. Man kann unmöglich eine zu gute Meynung von ihnen

haben,

haben, sagt er; und man würde sich weniger an ihnen versündigen, wenn man vorgäbe, sie seyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daß es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte. Ich glaube, sage und behaupte also, im Nothfall gegen männiglich, daß — „vorausgesezt, das Rousseauische Problem, und die dazu gehörige Erfahrungen, seyen so beschaffen, daß dem menschlichen Geschlechte daran gelegen sey, daß sie gemacht werden,“ — und vorausgesezt, daß sonst alles, was zur Auflösung des Problems erfordert wird, vorhanden sey, — es an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen solle, der sich das größte Vergnügen von der Welt daraus mache, seine Maitresse, seine Hunde, seine Opera, und vier oder fünf Duzend andre entbehrliche Personen an seinem Hofe abzuschaffen, um die Unkosten zu einer so schönen Unternehmung ohne Belästigung seines Volkes vorschiessen zu können.

4.

Aber wie wenn alle Wissenschaft der gelehrtesten Akademisten in Europa, und alle Macht der Könige in Asien zusammengenommen, nicht vermögend

gend wäre, zu Stande zu bringen, was bey näherer Untersuchung — unmöglich scheint?

Ohne Zweifel ist der Weg der Erfahrungen das kürzeste und sicherste Mittel, hinter das Geheimniß unsrer Natur zu kommen. Versuche sind der gerade Weg; das heißt die Natur selbst um Rath fragen; und dieses Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andre, wenn wir nur die Kunst verstehen, es recht zu fragen.

Und welches sind denn die Mittel, diese Erfahrungen im Schoose der Gesellschaft anzustellen, fragt Herr N.? — Das mögen die Götter wissen! — denn wenn diese Mittel so gewählt werden müssen, daß wir gewiß seyn können, der Natur die Antwort, welche sie uns geben soll, nicht selbst dictiert zu haben, so — müssen wir die menschliche Natur sehr genau kennen; und eben weil wir sie gerne kennen möchten, sollen diese Versuche angestellt werden.

Uns däucht, es ist nun Ein Weg aus diesem Cirkel zu kommen; und er ist in der That so leicht zu finden, daß man (mit Tristram zu reden) nur seiner Nase folgen darf; — nemlich,

„weil

„weil es unmöglich ist, Versuche anzustellen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, so müssen wir solche in Vorschlag bringen, deren Möglichkeit sich wenigstens träumen läßt.“

Ferne sey von uns die Vermessenheit, ein Problem auflösen zu wollen, an welches sich sein Erfinder selbst nicht gewagt hat; er, der ein so groser Meister ist, auf die verwickelteste Fragen eine scharfsinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu seyn glauben, ist, daß wir, bis die modernen Stagyriten und Pline, denen dieses Abentheuer aufbehalten bleibt, ihre Auflösung gegeben haben werden, uns bemühen einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, welche irgend ein abgeneigter Dämon diesen Erfahrungen entgegen zu stellen scheint, von welchen, nach Hrn. R. Meynung die **Entdeckung** der wahren ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängt.

5.

Diese Erfahrungen, oder Versuche, wovon die Rede ist, müssen mit kleinen Kindern angestellt werden, daran ist kein Zweifel; und diese Kin-

der können, die Wahrheit zu sagen, nicht jung genug ausgehoben werden, wenn sie zu unserm Zwekke taugen sollen. Wenn wir sie schon als blose HOMUNCULOS bekommen könnten, — das wäre unstreitig das allerbeste; wenigstens könnten wir dann am gewissesten seyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Policey, Religion und Sitten aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich besorge, daß dieses schlechterdings nicht möglich zu machen seyn dürfte.

Inzwischen fragt sich, woher diese Kinder kommen sollen, und es ist leicht zu sehen, daß diese Frage nicht ohne Schwierigkeit ist. In der Societät werden wohl dazu keine andre als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der Venus Volgivaga gebraucht werden können. Denn die Philosophen selbst haben entweder keine andere, oder wenn sie andre haben, würde schwerlich ein einziger unter ihnen Philosoph genug seyn, sie zu einem solchen Versuch herzugeben, so gemeinnützlich die Absicht davon immer seyn möchte. Nun ist zwar,

was

was die Findlinge betrift, die günstige Meynung des Vanini von diesen armen Geschöpfen (so ärgerlich sie dem Doctor Warburton *) ist) noch immer die gemeinste. Gleichwohl läßt sich zweifeln, ob in allen Findelhäusern des grössesten und policiertesten Reiches von Europa auf einmal eine so grose Anzahl von gesunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben seyn würden; — und dieses, nebst verschiedenen andern Umständen, wohl erwogen, glaube ich nicht, daß man werde vermeiden können, eine eigene Fabrik zu diesem Zweck anzulegen.

In diesem Falle, wollte ich ohne Maasgabe die Caraiben oder die Esquimaux in Amerika, oder auch die Californier vorgeschlagen haben, welche, nach den nicht gar zu wohl zusammenhangenden Berichten des P. Venegas, unter allen Anthropomorphis dem Rousseauischen Mann-Thier (wenn wir dieses Wort dem alten Froschmäuseler abborgen dürfen) an nächsten kommen.

*) S. Jul. Cæs. *Vanini* de Natura regina deaque Mortalium, und Warburtons Note zum Monologe des Edmund im König Lear, Shakesp. Vol. VI. p. 16.

Jedoch sehe ich nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unser Plinius oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Commodore Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen wollten; — wenn sie auch nicht völlig so sehr Riesen wären, als Barbe-bleue oder der schreckliche Popanz im petit Poucet, — wie man uns anfangs glauben machen wollte.

6.

Gesezt nun, unsre Fabrik von Caraiben, Californiern oder Patagonen — wie ihr wollt — wäre im Stande; (wiewohl so etwas im Project freylich schneller geht als in der Ausführung) und gesezt, die erforderliche Anzahl von Kindern wäre fertig, — alle so gut, sauber, und auf die Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch erfodert, den wir von ihnen machen wollen; — so fragt sich nun: wo finden wir einen bequemen Ort, unsre Versuche mit ihnen anzustellen?

Nach meinem Plan, — den ich, aus schuldiger Hochachtung für den Genius unsrer Zeit, so ökonomisch gemacht habe, als es nur immer möglich ist, wird dazu wenigstens ein Umfang von hundert

dert und zwanzig teutschen Meilen im Durchschnitt erfodert. Denn wir haben nichts gethan, wenn wir nicht verschiedene Versuche zugleich anstellen; und ein jeder verlangt einen ziemlichen Raum; weil alles davon abhängt, daß die verschiedenen Parthien, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigstens dreysig Meilen Scheibenweise von einander abgesondert werden. Fänden sie einander dennoch, einer so beträchtlichen Entfernung ungeachtet, und wüchsen in Eine Gesellschaft zusammen; so dürfte dieses sodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche **Erklärung der Natur** angesehen werden können, —

„daß sie, alles Einwendens von Seiten des Hrn. R** ungeachtet, zum geselligen Leben erschaffen seyen."

Aber **wo**, ich bitte alle Geographen und Seefahrer beyder Halbkugeln, wo finden wir ein Land von vierhundert Meilen im Umfange, welches unter einem sehr milden Himmel liege, und entweder noch gänzlich unbewohnt, oder von so gutherzigen Leuten bewohnt sey, daß sie willig und bereit wären, einer physicomoralischen Aufgabe zu gefallen, auszuziehen,

hen, und uns ihr Land zu Experimenten zu überlassen, wobey sie, allem Ansehen nach, nichts zu gewinnen haben werden?

7.

Doch, bey einem Project muß man auch dem Zufall etwas zutrauen. Diese Schwierigkeit soll gehoben seyn; es werden sich bald wieder andere zeigen, welche, bey der Ausführung, die Gedult eines Job's ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unsern Versuchen gebraucht werden sollen, dürfen, weil sie in allen Betrachtungen blose Kinder der Natur seyn müssen, keine Eindrücke aus der Gesellschaft mitbringen, sollte es auch nur eine Californische seyn. Sie müssen also so frühe hinweggenommen werden, daß sie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieses ist ein sehr beschwerlicher Umstand.

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenschaften einer guten Amme sagen, welche, nach allem dem was die Philosophen und Aerzte erfodern, seltner als ein weisser Rabe ist. Man hat uns seit einigen Jahren alles, was sich über die physicalischen und moralischen Tugenden einer Amme

philosophieren läßt, so oft und auf so vielerley Art appretiert, zu lesen gegeben, daß ich meine Leser und mich selbst nicht schnell genug auf ein andres Capitel bringen kann. —

Ich sage nur so viel: — Wenn diese Damen unsern Kindern Liedchen vorleyern, mit ihnen schwazen, sie ihre eigene schöne Sprache lehren, und ihnen Mährcheu erzählen dürfen — So haben wir alle diese unsägliche Müh und Ausgaben, welche schon auf unsre Anstalten ergangen sind, umsonst gehabt.

„Gut, sagt man; es müssen philosophische Ammen seyn —"

Ein philosophischer Fidelbogen! — würde der alte Herr Shandy ausrufen; — wissen die Herren auch was man eine unmögliche Bedienung nennt? Ihr werdet eben so leicht ganz Europa nach Hrn. R**'s Grundsäzen umschaffen, als hundert Rousseauische Ammen bilden — Stumm müssen sie seyn, oder alles ist verlohren!

Doch, was ist für einen König, der ein Philosoph, oder für einen Philosophen, der ein König ist, unmöglich? — Und was für unglaubliche Dinge

ge hat nicht schon oft der launische Dämon, den man Zufall nennt, zur Würklichkeit befördert? Gesezt, daß nun auch die Ammen gefunden wären, und daß unsere Kinder — aber, da sticht schon wieder eine neue Schwierigkeit hervor!

8.

Die Ammen essen, trinken, gehen auf zween Beinen, und thun zwanzig andre Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andre Manier thut; — und ihr Beyspiel würde unsre Kinder verführen; sie würden von den Ammen lernen, was sie allein von der Natur lernen sollen. — Rathet was zu thun ist?

Wie gefiele euch dieser Vorschlag? — ich weiß keinen andern! — Wir haben die Ammen stumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder blind machten?

Man versteht schon, wie dies gemeynt ist; — nicht so stockblind wie uns gewisse Leute, die ich nicht nennen will, gerne auf unser ganzes Leben machten, vermuthlich um uns die Mühe zu ersparen, zu sehen, wie sie mit uns wirthschaften würden; denn ein Blinder, in so fern er eine schöne

Frau,

Frau, eine gute Tafel, und guten Wein im Keller hat, ist der brauchbarste Mann von der Welt; — sondern nur blind, so lange wir's vonnöthen haben.

Ohne geschicktern Mechanikern als ich bin, d. i. den allerungeschicktesten unter allen mit eingeschlossen — vorgreiffen zu wollen, könnte dieses am füglichsten durch eine Art von Binden geschehen, welche eben nicht völlig so feste anschliessen müßten als das magische Diadem, womit die schöne Seilerinn dem Amor die Augen verbindet, welche ihm die Göttinn Narrheit ausgeschlagen hatte; *) aber doch gut genug, daß die Kinder unvermögend wären sie wegzuschieben, oder auf irgend eine Weise eher abzunehmen, bis es Zeit wäre, sie wieder davon zu befreyen.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrieslich zu werden; und dennoch ist wenigstens noch eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als nach König Alexanders Weise werden auflösen können.

*) Oeuvres de Louise Charly, dite Labé ou la belle Cordiere, p. 13.

9.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unsrer jungen Colonisten hinaussezen mag, so muß sie endlich kommen; und die Kinder müssen ihre Nahrung selbst suchen lernen. Es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich ohne Anweisung würden helfen können, möchte desto gefährlicher seyn, da Herr R** selbst kein Bedenken trägt, dem Menschen den Instinct abzusprechen, womit die Natur auch das verworfenste Insect in diesem Stücke versorgt hat; — und ihnen Anweisung zu geben, würde ein Eingriff in das Geschäfte der Natur seyn, der mit unsern Absichten nicht wohl bestehen könnte. Doch, in zweifelhaften Fällen wählt man das sicherste.

Hr. R** läßt seinen natürlichen Menschen seine Speise **unter einer Eiche** suchen. Vermuthlich muß der Philosoph, bey aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm **Strabon** und **Plinius** an die Hand geben konnten.*)

Die

*) S. *Strabon*. Lib. III. p. 233. ed. Amstelod. 1707. und *Plin*. L. XVI. c. 6.

Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohlschmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Namen Castanien in ganz Europa von den arbitris lautitiarum selbst gegessen werden.

Unsre Kinder werden also wenigstens diese Eicheln, wenn es ja Eicheln seyn müssen, finden und essen lernen; und erst alsdann, wann wir uns dieses Puncts versichert haben, wollen wir's wagen, und Abschied von ihnen nehmen, um sie für die nächsten zwanzig Jahre der Mutter Natur und sich selbst zu überlassen.

Und also hätten diese grosen Philosophen welche nach Herrn R. Meynung, die Direction über diese Erfahrungen haben sollten, am Ende sehr wenig dabey zu dirigieren! —

Es scheint nicht anders; — es wäre dann, wenn es thunlich seyn sollte, daß man diese Kinder, um das Spiel der Natur mit ihnen zu belauschen, in eine Art von Reaumürschen Bienenkorb

einsperrte; welcher aber so eingerichtet seyn müßte, daß die Philosophen alles sehr genau beobachten könnten, ohne selbst wahrgenommen zu werden. — Wir getrauen uns zu behaupten, daß sich (wofern wir die besagten Naturforscher nicht in Sylphen verwandeln, und sie aus Silbergewölken auf die Gegenstände ihrer Beobachtung herabsehen lassen wollen) kein ander Mittel erdenken lasse, wie die Entwicklungen der Natur bey unsern Zöglingen von Tag zu Tag bemerkt werden könnten.

Es ist wahr, man kann nicht sagen, wie weit die Künste noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmsten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bey allem dem kann es erlaubt seyn zu zweifeln, ob es jemals möglich seyn werde, gläserne Glocken oder Bienenkörbe von so ungeheurer Gröse zu machen, als wir sie zu unserm Experimente brauchen. Denn sie müßten ohne alle Vergleichung gröser seyn als die grose Aquavit-Flasche der Feen; und wir gestehen, daß es uns schlechterdings ungereimt scheint, ohne den Beystand aller Feen und Zauberer, welche jemals

mals in den Mährchen gezaubert haben, sich von einem solchen Stück Arbeit nur träumen zu lassen. — —

Welchemnach also, wie gesagt, für unsre Philosophen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hause zu gehen, und falls sie wider Vermuthen nichts anders zu thun haben sollten, sich hinzusezen, und a priori ausfindig zu machen, in was für einem Zustande sie die junge Colonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr seht, zu Speculationen, Hypothesen, Theorien, und Disputen, deren Vergleichung mit der Facti Species, welche man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr amüsantes seyn müßte, und, wie wir nicht zweifeln, eine sehr alte, aber wenig geachtete Wahrheit von neuem bestätigen würde, nemlich —

„daß es eine eitle Bemühung des Geistes sey, durch alle die dädalischen Irrgänge der Imagination, willkührlicher Begriffe, und seichter Vermuthungen etwas aufzusuchen, welches uns die Natur unmittelbar vor die Nase hingelegt hat.“

10.

Ob nun gleich bey diesen Erfahrungen das meiste der Natur gänzlich überlassen werden müßte, so könnten doch unsre Philosophen, vor ihrer Abreise, eine Abtheilung der oft besagten Kinder vornehmen, um verschiedene Versuche zu gleicher Zeit anzustellen, durch welche der abgezielte Endzweck den **natürlichen Menschen**, oder welches auf das nemliche hinauszulauffen scheint, die **menschliche Natur** kennen zu lernen, desto vollständiger erhalten werden dörfte.

Unmasgeblich könnten wir das ganze Stück Landes, welches, wie gesagt, ungefehr vier hundert Meilen im Umkreis halten müßte, in **Vier** grose Bezirke abtheilen.

In den ersten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder sechs einzelne Kinder von einerley Geschlechte verschliessen;

In den andern etliche Paar von beyderley Geschlechte, aber jedes Paar so weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine grösere, aber gleiche Anzahl Kinder von beyderley Geschlechte, zerstreut, doch

nahe

nahe genug, daß sie einander, ohne grose Reisen, finden könnten.

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zween abgesonderte Colonien theilen könnte, eine merkliche ungleiche Anzahl von beyderley Geschlechte; z. Ex. eine Colonie aus zwanzig Knaben, und sechs oder acht Mädchen, und eine andere aus zwanzig Mädchen, und sechs oder acht Knaben; — zwo sehr wichtige Colonien, weil sie über einige Punkte des Matrimonial Gesezes der Natur kein geringes Licht verbreiten dürften. — —

II.

Und nun, wenn wir, nach Ueberwindung so vieler unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, das ganze Project zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreysig Jahren die Dalambert und Büffon derselben Zeit giengen, um zu sehen, wie die Sachen unserer Experimental-Colonien stünden, und dem menschlichen Geschlecht über den Befund Bericht zu erstatten; — was meynen wir, daß sie finden würden?

Ferguson hat, wie es scheint, ein solches Experiment im Gesichte gehabt, da er sagte: „Wir ha-

haben alle Ursache, zu glauben, daß wenn man eine Colonie von Kindern aus der Ammenstube verpflanzte, und sie eine ganz eigene Gesellschaft ausmachen liesse, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daß wir, sage ich, nichts als dieselben Dinge wiederhohlt finden würden die wir schon in so verschiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. s. w. —"

Ja wohl, haben wir alle Ursache das zu glauben, und eben so viele Ursache würden wir haben, uns zu verwundern, wenn unsre Leser nicht schon lange gemerkt haben sollten, daß das grose Problem, womit uns Hr. R** so viel zu schaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger ist, als

„zu wissen, was für Erfahrungen man anzustellen hätte, um mit überzeugender Gewißheit entscheiden zu können, ob der Schnee weiß oder schwarz sey?"

In ganzem Ernste, es wäre sehr unnöthig, dem größten oder kleinsten Monarchen in Europa die geringste Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig neues lehren würden. Das grose Experiment wird auf diesem ganzen Er-

den-

denrunde schon etliche tausend Jahre lang gemacht; und die Natur selbst hat sich die Mühe genommen es zu dirigiren, so daß den Aristotelessen und Pliniussen aller Zeiten nichts übrig gelassen ist, als die Augen aufzuthun, und zu sehen, wie die Natur von jeher gewürkt hat, und noch würkt, und ohne Zweifel künftig würken wird, — und, wenn sie lange und scharf genug geguckt, und das Ganze aus dem gehörigen Standpunct aufmerksam genug übersehen haben, — zu gehen, und ihre Theorien, Compilationen, Systeme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heissen, zu verbrennen, oder umzugiessen, oder auszubessern, oder zu ergänzen, so gut sie immer können und wissen, — und weiter nichts!

Nein, lieber R** — so arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so enormen Grade, daß wir, nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte, noch vonnöthen haben sollten, neue, unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren, was die Natur mit uns vorhabe.

Und, und wofern sich auch alle Könige und alle Phi-

Philosophen des Erdbodens vereinigten, solche Experimente zu machen; was für Ursache haben wir, zu hoffen, daß wir etwas anders oder bessers daraus lernen würden, als was uns die allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen, und aus dem glühenden Sande von Nigritien zuruft: —

„daß der Mensch zur Geselligkeit gemacht sey" — und „daß die vereinigten Kräfte der Barbarey des Aberglaubens, und der Unterdrückung, immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Saamen jeder gesellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen —
„diese sympathetische Zuneigung, welche den
„Menschen mit einer süssen Gewalt nöthiget,
„sich selbst in andern Menschen zu lieben, und
„welche, wie Cicero göttlich spricht, die Grund-
„lage alles Rechts ist."

12.

Sollte sich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmal ein müssiger Schah-Baham, müde immer Fliegen zu fangen, oder

oder Bilder auszuschneiden, und sich Mährchen erzählen zu lassen, auf den weisen Einfall kommen sollte, sich die Langeweile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: – So wollen wir diesem edeln Vorhaben durch alles bisher gesagte nicht nur im geringsten nichts präjudiciert haben, sondern versichern Se. Sultanische Hoheit noch zu allem Ueberflusse, daß es, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr unterhaltend seyn müßte, in einer solchen Menagerie von Menschenkindern, sich mit etlichen Duzenden von Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren, und andern solchen wizigen Personen zu erlustigen; nichts davon zu gedenken, daß es bey diesen Experimenten vermuthlich eben so ergehen würde, wie es denen, welche an dem Stein der Weisen arbeiten, zu ergehen pflegt; nehmlich, daß man am Ende immer etwas finden würde; wo nicht das was man suchte, vielleicht etwas anders, das man nicht suchte, und das uns eben darum desto angenehmer ist, sollte es gleich, von allem was wir auf den Proceß verwenden mußten, nur die Tigel bezahlen.

13.

Der kleine Spaß, den ich mir die Freyheit genommen habe — nicht mit Hrn. R** — sondern nur mit einer von seinen hochfliegenden Grillen zu machen, hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn ihr Pythagoräer wäret, und ich wäre — Pythagoras; — oder ihr wäret Aegyptische Priester und ich euer Oberpriester; — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, euch meinen Traum zu erzählen; denn diese beyde Gattungen von Sehern waren grosse Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit, ich gestehe es, ist es ein überall angenommener Saz: daß es wider die Regeln der guten Lebensart sey, in einer artigen Gesellschaft seine Träume zu erzählen —

Das beste ist also, ich erzähle meinen Traum nicht —

Und doch sehe ich hier einige Damen, welche, wenn ich die Sprache ihrer Mienen recht verstehe, geneigt scheinen, mir eine Ausnahme zu erlauben —

Einige Herren wollen sichs nicht anmerken las-

sen, daß es ihnen eben so ist; sie besorgen, man möchte daraus schliessen, daß sie gern Arabische Mährchen und — dergleichen Frivolitäten läsen; und das wollten sie sich um alles in der Welt nicht nachsagen lassen.

Alle sehen mich an, und sprechen kein Wort. Keines will das erste seyn, seinen Vorwiz zu gestehen, und doch seh ich ganz deutlich —

Lassen Sie uns aufrichtig gegen einander seyn, meine Damen und Herren; — Sie hörten meinen Traum gerne, das ist gewiß; aber nicht gerner als ich ihn erzählte, das ist eben so gewiß; — und also ist uns beyden geholfen, wenn ich anfange.

So aufrichtig sind nicht alle Schriftsteller — und dann werden sie sehen, daß es nur an mir lag, aus meinem Traum ein so gutes, ernsthaftes, und kunstmäsig zugeschnittenes System zu machen als irgend eines von allen denen, die binnen hier und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für Airs hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich citieren können! Wie manchen hätte ich widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie man-

chen erklären, und wie manchen emendieren können! Denn warum sollte ich das alles nicht eben so wohl können, als so viele welche noch nicht gebohren waren, als ich den Plato studierte um ein Poet, und den Homer, um ein Philosoph zu werden? — Ich sage dies præfiscine, — bloß um die Herren und Damen gestehen zu machen, daß ich der gutherzigste Autor bin, der vielleicht seit unfürdenklichen Zeiten gesehen worden ist. Andere geben ihre Träume für Realitäten, oder träumen wohl bey hellem Taglichte mit offnen Augen, und muthen uns zu, daß wir der Himmel weis welche übermenschliche Weisheit in ihren Träumereyen finden sollen: Ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Felge für eine Feige, und einen Kahn für einen Kahn; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für seine Leser tragen, und den Leuten zutrauen, daß sie — Augen haben.

Also, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm ist —

14.

Ich weiß nicht wie es zugieng, — ein Fall worinn sich alle Träumer befinden, — genug

nug ich befand mich auf einmal mitten auf einem hohen Gebürge, welches die Miene hatte keine andre Einwohner als Löwen und Drachen zu haben, und dessen oberster Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, seine Stirne in den Wolken verbarg. —

„Das fängt zu poetisch an" — Sie haben Recht! ich muß ein wenig niedrer stimmen. —

Aechzende Töne, durch kleine Pausen unterbrochen, gleich dem Aechzen, welches die Heftigkeit, des Schmerzens oder die lange Dauer eines mißbehaglichen Zustandes endlich der Geduld selbst auspreßt, drangen durch die schreckliche Stille in meine Ohren; —

„Das ist ja noch ärger; — wann werden doch „unsre Prosaisten den guten Ton" — Sachte, Herr Kunstrichter, nichts von unsern **Prosaisten**; keine Miene, und keine Ausdrücke; welche so aussehen und so klingen als ob Sie das caput repræsentativum aller Leser, oder wir um ihretwillen da wären, — welches mit ihrer Erlaubniß, propositio male sonans, & hæresi proxima wäre, die man, so groß auch immer die Toleranz in der gelehrten Welt seyn soll und mag, nicht dulden könnte;

te; — und, unter uns, ich höre sie auch nicht gerne so viel vom guten Ton sprechen; es hat seine Ursachen; — aber ich will ihnen keinen Verdruß machen; — ein jeder muß sein Handwerk treiben; treiben sie immer das ihrige; — nur mit ein wenig Bescheidenheit, wenn es ihnen möglich ist; wo nicht, nun, so hat es auch nichts zu bedeuten —

Wie man sich vergessen kann! — Ich gestehe meinen Fehler, dieß war ein wenig gegen den guten Ton.

Ein Autor soll sich niemals merken lassen, als ob er wisse, daß so ein Geschöpfe, das man einen Kunstrichter nennt, in der Welt sey. — Aber vielleicht ist auch in dieser Regel, wie in vielen andern, ziemlich viel willkührliches? — Wenigstens sehe ich sie von sehr guten Scribenten unter Alten und Neuern nicht allezeit beobachtet. Ich fand hier einen gewissen Kunstrichter in meinem Wege; und weil ich vielleicht in meinem Leben diese Ehre nicht wieder habe, konnt' ich nicht umhin, ihm eine freundliche Erinnerung mit zu geben. Es ist wahr, ich werde dadurch gleichsam zum Kunstrichter des Kunstrichters; eine Sache, welche sich mit der

Würde

Würde eines Autors nicht allzuwohl zu vertragen scheint; — Aber, in der That, meine werthen Leser — ich denke, es ist euch selbst hundertmal so ergangen; es giebt gewisse Geschöpfe denen man, indem sie so an uns anlauffen, versucht ist, einen kleinen Schlag zu geben, wenn man gerade eine Spießgerte in der Hand hat; — man widersteht zwanzig, dreysig, vierzigmal; denn in der That schickt sich so was für keinen Mann; — endlich vergißt man sich einmal; es ist geschehen, das arme Geschöpfe läuft mit winselndem Geschrey davon, und auf dreyhundert Schritte in die Runde fangen alle seine Brüder an zu bellen. — In der That, man hat keine Ehre davon; auch gelob' ich es hiemit, — und rächet den Meyneid, ihr Grazien, wenn ich jemals meine Gelübde breche! — daß ich in meinem Leben keine Spießgerte mehr in die Hand nehmen will.

Ich habe mich nun, unglücklicher Weise, schon so weit verlauffen, daß ich eben so wohl thun werde, noch eine kleine Anmerkung beyzufügen.

Es ist mit den so genannten Kunstrichtetn wie mit den Autorn und allen andern Professionen.

Gute und schlechte gehören zu der nehmlichen Innung. Begegnet es nun, wie es zuweilen geschieht, daß die schlechten beynahe das ganze Handwerk ausmachen, so ist gemeiniglich die Folge davon, daß die Profession selbst verächtlich wird; und wenn die Verachtung bey dem Publico einmal überhand genommen hat, so ist es beynahe unmöglich, es mit der unglücklichen Profession wieder auszusöhnen. Rechtschaffene Leute leiden darunter, obgleich niemand, wer gewohnt ist, dem Verdienst in jeder Classe sein Recht wiederfahren zu lassen, unterlassen wird, sie von dem allgemeinen Bann, der auf der ihrigen liegt, loßzuzählen. Es ist unglücklich für die Welt, wenn ein solches Schicksal nüzliche Professionen trift; unter welche unstreitig dieser Zweig der **Critik** gehört, welcher sich mit Beurtheilung neuer Bücher, besonders der Producte des Genie, des Wizes, des **Unwizes**, und des Aberwizes beschäftiget.

Aber eben deswegen ist es vonnöthen, diejenigen, welche die Profession entehren, nicht ganz ungestraft hingehen zu lassen; und die andern, welche ihr Ehre machen, haben sehr unrecht, zu thun

als ob sie die gesammte ehrsame Innung in der Person eines solchen Gezüchtigten für beleidiget hielten. Die Aristarchen konnten es ganz wohl leiden, daß Horaz die elende Kunstrichter seiner Zeit bey allen Gelegenheiten aus seinen Füssen peitscht.

Und Horaz, wiewohl ein Hofmann und ein Vertrauter des Günstlings eines Augusts, glaubte seine Satyren nicht dadurch zu besudeln, daß er von einem cimex Pantilius darinn spricht; und der cimex Pantilius konnte in keiner Betrachtung verhindern, daß diese Satyren nicht auf die Nachwelt gekommen seyn sollten.

15.

„Ich folge dem Tone, wiewohl mir das Herz pochte; und nun sah ich auf einmal — was meine scharfsinnigen Leser nach Gewohnheit des mehrbelobten Sultans, sich eingebildet haben werden, so bald ich es ihnen sage — den alten **Prometheus**, in diesem jammervollen Zustande, worinn ihn der tragische Aeschylus an einen Felsen des Caucasus angeschmiedet schildert.

Der Anblick eines Menschen schien etwas trö-

stens

stendes für ihn zu haben. Er rief mich zu sich, und wir warden, wie es in Träumen gebräuchlich ist, in einem Augenblicke die beste Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menschen stehe, und wie sie sich das Daseyn zu nuze machten, welches sie seiner plastischen Kunst, und seiner Gutherzigkeit zu danken hätten? —

Der Gott der Träume trieb hier eines seiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwan bloß der Fabel vom Ursprung der Menschen, wie ich sie in den alten Dichtern gelesen hatte; Sie wurde in dem nehmlichen Augenblicke zu Wahrheit.

Ich bildete mir fest ein, den Urheber meiner Gattung vor mir zu sehen, diesen **Prometheus**, der aus Leim und Wasser Menschen gemacht, und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieses wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das sie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die fabelhaften Zeiten versezt, ohne darum weniger nach den Begriffen eines Menschen von meinem Zeitalter zu sprechen.

Ich befriedigte seine Neugier durch Nachrichten

— wel-

— welche ich Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der simpelsten Ursache von der Welt. Es giebt übelgesinnte Leute, welche sie für eine Satyre ausrufen würden, — und einfältige Leute, welche fähig wären, mich, wegen dessen was ich im Traume gesagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl sie sich aus ihrem Montesquieu belehren könnten, daß dieß etwas sehr unbilliges ist. Indessen wirft man sich doch nicht gerne mit solchen Leuten ab. Man wird mir also vergeben, daß ich weiter nichts davon sagen kann, als daß **Prometheus** den Kopf schüttelte, und ich weiß nicht was in seinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, Invectiven gegen seinen Vetter Jupiter waren, der ihm, wie er sagte, die Freude nicht gegönnet habe, seine Geschöpfe glücklich zu machen.

Ich sagte ihm, unsre Philosophen gäben sich viele Mühe der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht besser mit uns werden, bis wir uns entschlösen, in den Stand der Natur zurück zu treten.

Und was nennt dieser Philosoph den Stand der Natur, fragte Prometheus? —

Nackend, oder in eine Bärenhaut eingewickelt, unter einem Baume liegen, (versezte ich) Eicheln oder Wurzeln fressen; Wasser aus dem Bache trinken; sich mit dem ersten besten Weibchen, das einem aufstößt, begatten, ohne sich anfechten zu lassen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den besten Theil seines Lebens verschlafen; nichts denken, nichts wünschen, nichts thun, sich nichts um andere, wenig um sich selbst, und am allerwenigsten um die Zukunft bekümmern: — dieß nennt der Weise, von dem ich dir sagte, den **Stand der Natur.** In diesem seligen Stande, spricht er, hätten wir keine Künste, keine Wissenschaften, kein Eigenthum, keinen Unterschied der Stände, keine Geseze, keine Obrigkeit, keine Priester, keine Philosophen vonnöthen; — und so lange man dieser Dinge vonnöthen hat, ist, seiner Meynung nach, an keine Glückseligkeit zu gedenken.

Prometheus — ungeachtet sein Zustand so elend war, daß nur ein Halbgott, wie er zu seyn die Ehre hatte, fähig seyn konnte ihn erträglich zu

finden, erhob über die Einfälle des anmaßlichen Philosophen ein so herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Philosophen sind noch immer was ihre Vorgänger waren, — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstractionen für Wahrheit umfangen, und niemals sehen, was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer wer weiß wie weit über ihre Nase hinaus zu sehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die ihrigen noch mit einem halben Duzend Brillen bewafnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daß ein gewisser Präsident einer gewissen Academie sich grosse Hoffnung machte, wenn er den Hirnschedel eines Patagons von zwanzig bis dreyßig Ellen in seine Gewalt kriegen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Ideen gewahr zu werden.

Eure Philosophen haben barockische Einfälle, sagte Prometheus —

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unsre grossen Herren, seitdem sie Philosophen um sich haben, ihre Hofnarren abgeschaft; und, unpartheyisch zu reden, ich denke, sie haben beym Tausche mehr verlohren als gewonnen —

Aber wieder auf deinen Sophisten zu kommen, fuhr er fort; ich merke er hat vom goldenen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetisch vor, und da abstrahierte er, nach Gewohnheit dieser Herren, so lange, bis ihm vom Menschen nichts als das blose Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn sehr leicht angekommen seyn mag! —

Aber, ich denke doch, ich, der die Menschen gemacht hat, sollte am besten wissen, wie ich sie gemacht habe. —

Das denke ich auch, versezte ich: und du würdest mir keine geringe Wohlthat erweisen, wenn du mir Nachrichten geben wolltest, welche mich in den Stand sezten, gewisse Philosophen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund hast, unterbrach

terbrach mich der **Menschenmacher**, so kann ich mir die Mühe ersparen. Deine Philosophen scheinen mir die Leute nicht zu seyn, die sich vom **Prometheus** belehren lassen; und je simpler das wäre, was du ihnen aus meinem Munde sagtest, je fertiger würden sie seyn, auszurufen: **Ists nichts als dieß?** — Jupiter sagte das nehmliche, da ich mit meinen Menschen fertig war. Die albernen Dinge, rief er; ich wollte in einem Nektarrausche was bessers gemacht haben! — Doch, ich habe seit langer Zeit mit keinem andern Menschen geschwazt; und du kannst dir einbilden, ob einem die Weile zulezt lange wird, wenn man etliche tausend Jahre so allein an den Caucasus angeschmiedet ist, ohne eine andere Gesellschaft zu sehen, als einen unsterblichen Geyer, der einem die Leber aus dem Leibe pickt, und so bald er fertig ist, sich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachsen ist. Ich bin froh, daß du dich zu mir verirrt hast, und ich habe gute Lust, mich einmal wieder satt zu schwazen, weil mir doch der verwünschte Geyer eben Zeit dazu läßt. —

Ich bezeugte ihm mein Mitleiden, und meine

Lehrbegierde; und darauf fieng Prometheus seine Erzählung also an: —

„Es ist dir vielleicht nicht unbekannt, daß ich, so gut als Jupiter und seine Brüder, vom Geschlechte der Titanen bin, denen Hesiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter giebt.

Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den klügsten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperliche Vorzüge stolz, es nicht der Mühe werth hielten, Verstand zu haben.

Damals war die Erde noch ohne Bewohner, und weil ich gerade nichts bessers zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, sie mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Anfangs amüsierte ich mich, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genug aussehen, um die Laune zu verrathen in der ich sie machte. Unzufrieden mit meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche besser gerathen sollte. Dies gieng so lange fort, bis mir endlich die Lust ankam, eine Gattung zu versuchen, welche eine Mittelart zwischen uns Göttern und meinen Thieren seyn sollte. Meine

Absicht

Absicht war die unschuldigste von der Welt, es war ein bloses Spiel; aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entstehen; und nun sezte ich mir vor, glückliche Geschöpfe aus ihnen zu machen. Ich glaubte, sie wegen der Aehnlichkeit, die sie mit den andern Thieren hatten, nicht genug schadlos halten zu können; und organisierte sie deswegen an den beyden Theilen, die an den Thieren gerade das schlechteste sind, so vollkommen, als es die Materie, worinn ich arbeitete, nur immer möglich seyn ließ. — Denn aus Leimen und Wasser kann man freylich keine Götter machen! — Ich spannte die unendlich subtilen Saiten, aus denen ich sie zusammenwebte, so künstlich auf, daß eine Art von musicalischem Instrumente daraus wurde, welches die schönste Harmonie von sich gab, sobald die Natur darauf zu spielen anfieng. Diese Instrumente stimmte ich so gut zusammen, daß sobald eines davon einen gewissen Ton von sich gab, die nehmliche Saite bey dem andern mit einem gleichtönenden Laut antwortete. Meine Menschen waren die gutherzigsten Geschöpfe, die man sehen

 konnte.

konnte. Lachte eins, so lachte das andere; weinte oder trauerte eins, so trauerte das andere auch; lief eines voran, so liefen alle anderen hinter drein; kurz, ich trieb diese Zusammenstimmung so weit, daß so gar keines gähnen konnte, ohne alle übrigen gähnen zu machen. *)

Die Idee von Harmonie hatte etwas so ergötzendes für mich, daß ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, sie bey meinen Geschöpfen so vollkommen zu machen als möglich.

Ich liebte damals eine von den Töchtern des Oceans, die schönste Nymphe, die man mit Augen sehen konnte. Dieser Umstand kam meinen Geschöpfen sehr zu gut. Um sie in diesem Stücke so glücklich zu machen als ich es selbst war, gab ich dem weiblichen Geschlechte zur Schönheit einen gewissen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, dem die Schönheit nichts anhaben kann; —

und

*) Aristoteles treibt sie noch weiter; er behauptet, daß kein Mensch den andern p*ss'n sehen könne, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen, auch so zu machen; und erklärt sehr scharfsinnig wie dies zugehe, Problemat. Sect. VII. quæst. 6.

und meine Männer bildete ich so, daß der männlichste, der tapferste, der edelmüthigste, gerade der war, der sich ihren Reizungen am leichtesten gefangen gab. Ich temperierte durch das sanfte Wesen und die rührende Grazie des Weibes eine gewisse Dose von Wildheit, welche die Männer haben mußten, um geschickt zu seyn, im Nothfalle die Beschüzer der Gegenstände ihrer süssesten Regungen abzugeben. — Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Schaam, die holdseligsten der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süssen Thränen, deren wollüstiges Ergiessen dem von Empfindungen gepreßten Herzen leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe ein, und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darinn sezte, geliebt zu werden, und Liebe einzuflösen. Ich glaubte hierinn nicht zu viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herumschweifenden Liebe abzuhalten, und — wenigstens so viel es meine andern Absichten nothwendig machten — seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu

 heften.

heften. Ich machte zu diesem Ende, daß er, sobald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besiz mit einem andern zu theilen. Ich kannte meine ehrlichen Geschöpfe von Leimen und Wasser (etliche Funken ätherisches Feuer mit eingerechnet) zu gut, als daß ich mir hätte einbilden sollen, sie einer ewigen Liebe fähig zu machen, die vielleicht über und unter dem Monde eine Schimäre ist. Aber zu meinen Absichten hatte ich auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lange daurte, bis das Mädchen Mutter wurde. Dieser Umstand mußte nothwendig (wenigstens dacht' ich so) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle, und einer Art von Liebe werden, welche, bey noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuß zum Zweck hat, und im Schoose der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes, oder die Mutter den Mann, der ihr diesen süssen und ehrenvollen Namen verschaft hatte, ohne zärtliche Empfindung ansehen? —"

Ich habe mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen; aber länger kann ich nicht. — Ich sehe, meine Herren, daß es ihnen auch so geht. Das Gewäsche des alten schwärmenden Graubarts kommt ihnen halbkindisch vor — il radotte! — In der That, ich fange selbst an zu muthmasen, daß er sich auf seinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte: — Doch, wir müssen den Prometheus meines Traums nicht dafür responsabel machen, wenn seine Menschen nicht die Menschen zu Paris, London, Amsterdam, Berlin, Wien, Constantinopel u. s. w. sind; das ist auch wahr! — Die Menschen, von denen Prometheus spricht, sind längst nicht mehr — oder wofern es noch hier und da einen verborgenen Saamen von dieser wunderlichen Gattung von Geschöpfen giebt, so machen sie doch keine Zahl, und — non apparentium & non existentium est eadem ratio, sagt das Brocardicum. — Wir werden ihn, weil er einmal angefangen hat, schon weiter reden lassen müssen. — —

„Der Zug der Natur zu diesen kleinen wimmernden Creaturen, die ihr Daseyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt diese Liebe, und empfieng hinwieder von ihr neue Stärke. Denn, das wofür ich in der ersten Anlage der Menschheit am meisten gesorget hatte, waren eben diese kleinen Geschöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menschlichen Gattung abhieng, welche nun mein Lieblingsgegenstand war. Ich machte sie zu Kindern der Liebe; das hieß selbst für die Keime der Menschheit Sorge tragen. Konnten sie anders als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflegung auf sich nahm? — Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich strengte alle meine Erfindung, alle meine plastische Kunst an, aus dem Instinct der Mutter für ihr Kind, die stärkste aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen selbst womit sie es gebahr, mußten dazu helfen; es mußt' ihr desto theurer werden, je mehr es sie gekostet hatte. Ich sezte die Brust der Mutter nicht bloß der Schönheit wegen dahin wo sie ist, oder damit der Säugling auf ihrem Arme liegend, seine Nahrung desto bequemer finden möchte;

te; sondern weil ich wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichen Gefühle des Menschen gemacht hatte, die mütterliche Empfindung in den Augenblicken, wann sie ihr Kind stillet, desto zärtlicher und inniger machen sollte.

Die immer zunehmende Schönheit des Kindes; die sanfte stufenweise Entfaltung der Menschheit, deren angebohrner Adel, selbst in diesem animalischen Alter, fast allen seinen Regungen eine gewisse Nüance von Sittlichkeit giebt; das süsse Lächeln, womit es die mühvolle Fürsorge der Mutter belohnt; — alles vereiniget sich die mütterliche Zuneigung zu einem so mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leistung aller der beschwerlichen Dienste, deren das kindliche Alter bedarf, sogar Vergnügen zu finden. — —

Doch, ich vergesse — so angenehm ist mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem blosen Spiele mein angelegenstes Geschäfte wurde, — daß ich dich vielleicht nicht so gut unterhalte als mich selbst.

Ich war, wie man sich vorstellen kann, so höflich, den Enkel des Himmels und der Erden zu versichern, daß ich mir keine bessere Unterhaltung wünschte.

16.

Ich weis nicht, fuhr er fort, was deine Brüder, die Menschen angefangen haben, wenn sie, wie ich höre, nicht glücklich sind. Meine Absicht wenigstens war, daß sie es seyn sollten; und ich glaubte es ihnen so leicht gemacht zu haben, glücklich zu seyn, und so schwer, sich unglücklich zu machen, daß ich, bey meinem Vetter Anubis! nichts davon begreiffe, wenn ich meine Mühe an ihnen verlohren habe. — Aber die verwünschte Büchse der Pandora! Ohne sie würden meine armen Menschen noch so glücklich seyn als in ihrem ursprünglichen Stande. —

Sie waren also einmal sehr glücklich? — fragte ich. —

Ob sie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab, daß ihn meine Frage beleidiget habe. Wie hätten sie es nicht seyn sollen? Ich sezte ihr ganzes Wesen aus Triebfedern

des Vergnügens zusammen; und damit es unmöglich seyn möchte, daß der Schmerz jemals den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmässigkeit, der Mißgunst, der Bosheit, und aller andrer Laster, welche dem Menschen ihrer Natur nach so verderblich sind, und so wenig verführerisches haben, daß ich mir nicht einfallen lassen konnte, — aber die verdammte Büchse der Pandora! das fatale Geschenke! Tausend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfnisse, in deren Unwissenheit ein Theil des Glücks meiner Menschen bestund, jede von einem Schwarme unruhiger Begierden umflattert, stürzten heraus, als der unbesonnene Epimetheus sie in einer unseeligen Stunde öfnete; und nun war es um meine Geschöpfe geschehen. Die armen sorglosen Kinder! Ich hatte sie einfältig, unschuldig freundlich gemacht. Sie hatten so reines Blut in ihren Adern fliessen, daß sie nicht wußten was böse Laune war. Ich gab ihnen gerade so viel Verstand als sie nöthig hatten, um glücklicher zu seyn, als sie es durch die Sinnen allein gewesen wären. Meine Großmutter, die Erde, war so gefällig, ihren Busen mit allem aus-

auszuschmücken, womit sie meinen Geschöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrthen und Rosen; sie schliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahllose Mannigfaltigkeit von gesunden wohlschmeckenden Früchten in den Schoos zu schütten. Das Schaaf theilte seine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunstlose Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umschlungen, schüzten sie vor den Beleidigungen der Witterung. Fruchtbare Hayne, oder Gärten voll eßbarer Gewächse und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, frische Quellen durch sie hinzuleiten, ihre Heerden zu waiden, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem süssen Geschäfte ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche sich die beyden Geschlechter theilten. Ich hatte ihnen die Organe zu einer Sprache gegeben, wodurch sie die engen Grenzen der Augensprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen ist, erweitern, und dasjenige, was an der Sprache der Gebehrden,

zwey=

zweydeutig und unverständlich ist, ersezen sollten. Ich hätte sie den Gebrauch dieser Organe lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu sehen wie sie es ohne fremde Hülfe von der Natur selbst lernen würden; und sie liessen mich nicht lange auf dieses Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall singen, und der Gesang leitete sie auf die Sprache. Die ihrige war freylich sehr einfältig, aber bey aller ihrer Armuth reich genug für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfnisse, mehr Empfindungen als Ideen, mehr sanfte Gefühle als Leidenschaften und von allen euern Lastern und gekünstelten Tugenden gar keinen Begriff hat. Sie bedienten sich derselben zu Liedern, worinn sie die Freude über ihr Daseyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergiessungen des Wohlwollens, der Liebe und der geselligen Fröhlichkeit in kunstlosen Säzen ausdruckten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnöthen, wie eure Poeten; jedes Wort mahlte die Sache selbst. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leyer, einen andern zum ersten Flötenspieler; und die jugendliche Freude, oder die Grazien selbst, welche sich unerkannt in ihre Rei-

hen

hen mischten, lehrten die Mädchen und die Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachahmung erkünsteln kann. — O! meine Menschen waren glücklich; das kannst du mir glauben! und wenn die Büchse der Pandora —

Hier wurde Prometheus mitten in seiner Rede durch einen verdrüßlichen Zufall unterbrochen; — ich erwachte.

17.

Ich berge nicht, daß mich dieser Traum, oder, wenn man lieber will, dieses Fragment von einem Traume, zu Betrachtungen leitete, womit ich mir vielleicht die Freyheit nehmen werde, meine Leser in der Folge zu unterhalten. — Denn izt würde es unhöflich seyn, wenn wir eine kleine Neugier unbefriedigt lassen wollten, welche, wie wir gewahr werden, die Büchse der Pandora *) bey unsern Leserinnen zurückgelassen hat; — auf deren Vergnügen wir allezeit um so mehr bedacht sind, je mehr uns daran gelegen ist, den Beyfall nicht zu verliehren, womit sie uns bisher beehrt haben; eine

*) Ich seze hier voraus, daß die Geschichte dieser Pandora aus den Fabeln des La Motte bekannt sey.

eine Ehre, gegen welche nur solche Schriftsteller unempfindlich seyn können, welche unfähig sind, sie zu verdienen.

Prometheus schreibt der **Büchse** der **Pandora** alles Unglück seiner Menschen zu; „ohne sie, sagt er, würden sie noch immer so glückselig seyn, als sie es in ihrem ursprünglichen Zustande waren." — Was für eine Büchse konnte das wohl seyn, die so viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten, — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann, — hegen auch über diesen Punct sehr verschiedene Meynungen.

Einige glauben, daß unter der Geschichte der Pandora nichts anders verborgen liege, als eine allegorische Vorstellung der Wahrheit, „daß der Vorwiz, oder die Begierde mehr zu wissen als uns gut ist, die erste Quelle aller menschlichen Uebel gewesen seyn." Die **Büchse der Pandora**, sagen sie, war weder mehr noch weniger als die Büchse des **Pabsts Johannes** des drey und zwanzigsten, mit welcher Se. Heiligkeit die Schwestern zu **Fontevrauld**, da sie das Privilegium, einander selbst

Beichte

Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen woll-
ten, zu ihrer Beschämung auf die Probe stellte. *)

Andere suchen unter der Büchse der Pandora etwas noch geheimeres; es soll, ihrer Meynung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Priester Porphyrius, unter dem Namen, „die Grotte der Nymphen" so mysteriöse Dinge schreibt. **) Sie beziehen sich unter andern auf einen gewissen Vers des Horaz, ***) um dadurch zu erläutern, warum diese Büchse der Pandora zur Quelle alles Uebels von den Alten gemacht worden sey; — Aber wir gestehen, daß uns sowohl diese Auslegung als der angezogene Vers unsers Lieblingsdichters zu allen Zeiten sehr mißfallen hat.

Noch andere wollen in dieser berüchtigten Büchse eine allegorische Vorstellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menschen finden — wovon sie sich irriger Weise einbilden, daß sie die Epoche der moralischen Verderbniß der menschlichen Ge-

*) S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, 2. Buch, im zweyten Theile seiner Werke, S. 256.

**) S. *Porphyr.* de antro Nympharum.

***) *Horat.* Sat. L. I. Sat. 3. v. 107.

Gesellschaft gewesen sey; — mehr andrer Meynungen zu geschweigen, welche zum Theil noch gezwungener sind als diese.

Ohne die Leser mit einer wenig interessanten Prüfung aller dieser Hypothesen aufzuhalten, begnügen wir uns eine andre aus einem alten Buche ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deswegen am besten gefällt, weil sie die natürlichste zu seyn scheint. Der unbekannte Autor verwirft alle allegorische Erklärungen; die Büchse der Pandora, sagt er, war weder mehr noch weniger als eine natürliche Büchse, im eigentlichen Wortverstande, und zwar eine Schminkbüchse; ein unglückliches Geschenke, wodurch die betrügerische Pandora unendlich mehr Böses gestiftet hat, als der Vorwiz, das Eigenthum, und die Grotte der Nymphen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Rosen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfängt, aus einer Schminkbüchse zu ziehen, seitdem, sage ich, diese unselige Mode unter den Töchtern der Eva überhand genommen hat, seitdem ist es um die naive Unschuld und Aufrichtigkeit

keit der menschlichen Natur geschehen. In kurzem wurde die Mode allgemein. Scheinen und seyn, welches eins seyn sollte, wurde zweyerley; und weil es leichter war, gut, liebenswürdig, weise, tugendhaft, zu scheinen als würklich zu seyn, und weil es, zumal bey Kerzenlicht, den nemlichen Effect that: so bekümmerte sich niemand mehr darum, zu seyn, was er, mit Hülfe dieser magischen Schminke scheinen konnte. Bald sahe man kein natürliches Gesichte, keinen natürlichen Charakter mehr; alles war geschminkt und verfälscht; geschminkte Frömmigkeit, geschminkte Freundschaft, geschminkter Patriotismus, geschminkte Moral, geschminkte Staatskunst, geschminkte Beredsamkeit; — Himmel! was wurde nicht geschminkt? — Die menschliche Gesellschaft glich einer grossen Maskerade; und so wie die Nothwendigkeit, die Kunst, einander diese Mummerey ungeachtet ausfindig zu machen, zur ersten unter allen Künsten erhob; so fand man sich durch die nemliche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künste zu denken, diese Kunst zu vereiteln. Falschheit, Gleißnerey, betrügliche Höflichkeit, nichtsbedeutende

Freundschafts-Versicherungen, heuchlerische Unterwürfigkeit, — hier recitiert unser Anonymus eine Litanie von Lastern und Untugenden, die kein Ende nehmen will, und ergießt sodann die Bitterkeit seines Herzens in eine eben so lange Strafpredigt, womit wir, weil sie nichts weiter enthält, als was unsre Leser in dem ersten besten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen. —

Wer sollte denken, daß so viel Böses aus einer Schminkbüchse hervorgehen konnte? —

18.

Bey dem allen halten wir uns versichert, daß die Geschöpfe des Prometheus nach und nach um ihre ursprüngliche Einfalt und Unschuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchse nie gewesen wären; — und in der That, man mußte so sehr in sein eigen Werk verliebt seyn als er es war, um nicht zu sehen, wo der Fehler lag.

Geschöpfe, deren Unschuld und Glückseligkeit von ihrer Unwissenheit abhängt, — wie er von den seinigen selbst gesteht, — befinden sich immer

in einer sehr unsichern Lage; — und alles wohl überlegt, war es kein grosser Schade, daß die ganze Zucht einer so zerbrechlichen Art von Gemächten in Deukalions Ueberschwemmung ersäuft wurde.

Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — die Philosophen, Sophisten, Redner, oder wie sie sich sonst am liebsten nennen hören, welche uns bereden wollen, daß —

„ die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur Entfernung von der Natur selbst sey" —

„ daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir immer in einem Zustande von glücklicher Unwissenheit, wie sie es nennen, geblieben wären" — —

„ daß die Erweiterung unserer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, — und

„ der Genuß aller Geschenke der Natur, und die Verfeinerung aller Künste, dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere" —

reden entweder von Menschen aus der Fabrik des Prometheus, oder von Menschen, welche, wie

die

die Minerva des Jupiters, aus ihrem eigenen Gehirne hervorgegangen, — oder wenn diese armseligen Loci communes den wirklichen Erdbewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben zu sagen, daß sie die menschliche Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in den Monden des Saturnus.

Es giebt einzelne Menschen, welche sehr weise daran thun, wenn sie wie **Diogenes** und **Epiktet** leben lernen;

Es giebt Fälle, wo ein allgemeiner Geist von Sparsamkeit einem ganzen Staate eine Zeitlang nüzlich ist;

Es giebt Fälle, wo ein Fürst sehr löblich daran thut, wenn er, wie der Kaiser **Marcus Aurelius**, sein Silbergeschirr in die Münze schickt, um seine Arme damit zu bezahlen; —

Aber alle diese Fälle sind blose Ausnahmen, und der allgemeine Saz bleibt darum nicht weniger wahr, den wir in den ersten Capiteln unsers ersten Buchs festgesezt haben:

„ Daß die möglichste Benuzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das grosse Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde, der Natur eben so gemäß sey, als die Einfalt, in so fern diese eine unzertrennliche Gefährtinn der ersten Periode des Lebens bey der ganzen Gattung, so wie bey dem einzelnen Menschen ist.

Bey-

Beyträge
zur
geheimen Geschichte
des
menschlichen Verstandes und Herzens.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

1.

Die Aufschrift über der Pforte des delphischen Tempels

— — Lerne dich selbst kennen! — —

erhielt ohne Zweifel ein wichtiges, und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber, daß es, wie Herr Rousseau versichert, „wichtiger und schwerer sey, als alles was die grossen dicken Bücher der Moralisten enthalten," ist, mit seiner Erlaubniß — nichts gesagt.

Diese Moralisten, von denen Hr. R. so wenig zu halten scheint, konnten doch wohl keinen andern Zweck haben, als in ihren grossen dicken Büchern den Inhalt dieses nehmlichen γνωθι σεαυτον zu entwickeln. — Und daß unter so vielen, welche von Hermes Trismegistus an bis auf diesen Tag

an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben sollte, — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesezt auch sie hätten samt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabey verlohren, so begreiffe ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — „was uns die delphische Pforte lehrt,“ nehmlich, — daß es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen. — Und was haben wir da gelernt? Der grosse Punct ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht uns die Pforte des Tempels zu Delphi nicht klüger, als der elendeste Commentar, der jemals über die Ethik des Aristoteles geschrieben worden ist.

Dieser Ausspruch unsers Freundes Jean-Jaques ist also, so viel er beym ersten Anblick zu sagen scheint, um nichts weiser, als wenn jemand sagte, der erste Vers des ersten Buchs Mose enthalte unendlichmal mehr Wahrheit als die sämtlichen Wer-

ke aller Naturforscher; weil am Ende doch alles, was uns diese Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein sehr kleiner Theil von dem ist, was Himmel und Erde in sich fassen, und (wie Shakespears Hamlet sagt) noch gar viel in beyden ist, wovon sich unsre Philosophen (selbst den Neuesten, dem so viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen lassen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Modephilosophen unsrer Zeit schuldig sind, sey es gesagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, welche nur so lange etwas feines oder grosses oder neues sagen, als die Leser gefällig oder bequem oder unwissend genug sind, sie für das gelten zu lassen, wofür ihr Gepräge sie ausgiebt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde etwas neues, novum, audax, indictum ore alio, zu sagen, schon oft die feinsten Köpfe sagen gemacht? — in Zeiten, wo Wiz und Beredtsamkeit einen Freybrief haben, die gesunde Vernunft

zu mißhandeln, wenn es nur auf eine sinnreiche Art geschieht; wo Hippiasse und Carneaden durch rhetorische Taschenspielerkünste die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erschleichen; und neuer Unsinn, in schöne Phrasen gekleidet, mit spielenden Gegensäzen verbrämt, und mit den Schellen des rednerischen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlechten sokratischen Mantel?

War es die Begierde zu schimmern, oder war es Laune, oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daß es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welchen wir vorhin zu tadeln die Freyheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert, die Philosophie der alten Gymnosophisten wieder in Achtung bringen zu wollen, und ohne Hoffnung auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abentheuerlichen Saz zu behaupten: daß der primitive Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen; — und daß allen

Na-

Nationen, unter denen sich (nach seinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören lassen, kein besserer Rath zu geben sey, als in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückkehren, aus welchen sie eine unselige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe.

Man braucht die Schriften dieses sonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäßigen Dose von gutem Herzen zu lesen, um sich gerne überreden zu lassen, daß vielleicht niemals ein Schriftsteller von der Güte seiner Absichten, und von der Wahrheit seiner Grillen so überzeugt gewesen als Rousseau. Man kann sich nicht erwehren, dem Manne gut zu seyn, der die verhaßtesten Paradoxen mit einer so aufrichtigen Miene von Wohlmeynenheit vorbringt, mit einer so ehrlichen Miene die seltsamsten Paralogismen macht, und uns aus der vollen Evidenz seines Gefühls zuschwört, daß alles gelb sey, ohne den kleinsten Verdacht zu haben, daß er wohl vielleicht selbst mit der Gelbsucht behaftet seyn könnte.

Und

Und gesezt auch, der Zusammenhang seiner Grundsäze, und der dogmatische Ton, den er, ungeachtet aller seiner Protestationen, aus so vollem Munde anstimmt, könnte einige Zweifel —

Doch, Nein! — wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Loos aller Sterblichen erfahren, weil er sich auf seinem Wege verirrt hat. Lassen wir die verwegene Anmasung, die Herzen der Schriftsteller aufzureissen, um die geheime Absichten derselben vor ihren unbefugten Richterstuhl hervorzuziehen, dieser verachtenswürdigen Art von Gleißnern, welche unter dem scheinbaren Vorwand, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtscheuen Absichten an der Philosophie, und ihre Dummheit an dem Wize, wie der Affe seine Mißgestalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freyheit zu philosophieren (welche, so lange wir nicht mit dem Rousseaischen Menschen in die Wälder, oder welches noch ein wenig schlimmer wäre, so lange wir nicht in die Barbarey der Gothen

then und Wenden, unserer Vorfahren, zurückzukehren gedenken, einer der stärksten Stüzen der menschlichen Wohlfahrt ist) muß sich auf alle erstrecken, welche von philosophischen Gegenständen ihre Meynung mit Bescheidenheit sagen, so seltsam und widersinnisch auch immer ihre Meynung scheinen mag. Wie oft hat sich dasjenige in der Folge eine ehrwürdige und nüzliche Wahrheit befunden, was anfangs eine Welt voll Stimmen wider sich hatte? — Und auch der Irrthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, giebt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzuforschen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wolthätig für das menschliche Geschlecht.

3.

Ein Schauspiel, das die Menschlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite ansieht, — der Anblick der ausschweifendesten Ueppigkeit und zügellosesten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptstädten Europens, in diesem modernen Babylon, — welchem ein Philosoph im siebenten Stockwerke, um seiner liebenswürdigen Narrheiten, um seiner artigen Talente, und auf den

den äussersten Grad verfeinten Künste willen seine Laster nicht so leicht verzeihen kann, als der Philosoph zu Ferney — wenn er das Glück gehabt hat wohl zu verdauen — aus seinem kleinen bezauberten Schlosse; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Classe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, dessen Werkzeuge sie sind, spotten; — der traurigmachende Anblick eines unterdrückten Volkes unter dem Besten der Könige — ist sehr geschickt, den Betrachtungen, welche der besagte philosophische Zuschauer über unsre Verfassungen, Künste und Wissenschaften anstellen kann, eine solche Stärke zu geben, ein schwermüthiges Helldunkel über sie auszubreiten, — daß man nichts anders nöthig hat, um zu begreiffen, wie dieser Philosoph mit einer enthusiastischen Einbildungskraft, und einer mäsigen Dose von Menschenliebe auf den Einfall kommen konnte: „Es würde diesem Volke besser seyn, gar keine Geseze, Künste und Wissenschaften zu haben."

Laßt in diesem Augenblick eine Academie die Frage aufwerfen: ob Wissenschaft und Kunst dem

mensch-

menschlichen Geschlechte mehr Schaden oder Nuzen gebracht habe? — Wird er in einer solchen Gemüthsstimmung Bedenken tragen, Wissenschaften und Künste, die er als Sclavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der sittlichen Verderbniß, und Beförderinnen der Unterdrückung ansieht, für die wahre Ursache alles menschlichen Elends zu erklären?

Und voll von den lebhaftesten Gemälden, mittelst welcher ihm seine Phantasie die Evidenz dieser vermeynten Wahrheit anzuschauen giebt, — wird er nicht, wenn eine andre Academie seinen Spleen durch die Frage herausfodert: „welches der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sey, und in wie ferne selbige durch das natürliche Gesez autorisiert werde?" — die Auflösung dieses Problems schon gefunden zu haben glauben, und uns mit dem zuversichtlichsten Tone der Ueberzeugung überreden wollen, daß alles Uebel, wovon das menschliche Geschlecht gedrückt wird, aus dieser Ungleichheit, als der wahren Büchse der Pandora hervorgegangen, und daß kein gewisseres Mittel sey, davon befreyt zu werden, als alle Gewän-

der und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Policey, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen, und nackend, gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstich seines Buches, zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Thieren, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieses nicht die geheime Geschichte des Rousseauischen Systems gewesen seyn?

4.

Dieses vorausgesezt scheint es einigermassen begreiflich zu werden, wie H. R. auf den Einfall habe kommen können, sich den primitiven Stand des Menschen als einen solchen zu denken, worinn der Mensch von dem übrigen Vieh, ausser einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unselige Möglichkeit aus demselben heraus zu gehen" unterschieden gewesen sey.

„Betracht ich, spricht er, den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, so sehe ich ein Thier, das zwar nicht so stark als einige, nicht so behend als andere, aber alles zusammengenommen, doch unter allen am vortheilhaftesten organisiert

nisiert ist; ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nehmlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget." —

Nicht gar alle. — Es giebt Augenblicke, — welche ich nicht so natürlich beschreiben möchte, als es der eleganteste Schriftsteller aus dem politen Zeitalter Augusts gethan hat, und welche man, in London selbst, nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzustellen wagt, wie es Aristophanes zu Athen, dem Siz der Urbanität, wagen durfte; Augenblicke — doch, wir wollen unsern Schriftsteller selbst davon reden lassen —

„Zu fressen haben, (fährt R. fort) schlafen, und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat." *)

Und damit wir uns nicht etwan einbilden, er lebe mit seinem Weibchen und mit seinen Jungen in einer Art von Familiengesellschaft, wovon wir sogar bey einigen thierischen Gattungen Beyspiele sehen; sezt er, — nicht ohne den Grotiussen und

*) S. 24. und 157.

Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben, — hinzu: —

Sich die ersten Menschen in eine Familie vereiniget vorstellen, das hiesse den Fehler derjenigen begehen, welche, wenn sie über deu Stand der Natur raisonnieren, die Ideen mit hineinbringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben, — da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein jeder sich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammen thaten, ohne daß die Sprache ein sehr nothwendiger Dollmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen." *)

Man kann sich leicht einbilden, daß Leute, die so wenig Umstände mit einander machen, und die süssen Werke der goldenen Venus auf eine so brutale

*) S. 28. 29.

brutale Art treiben, nicht sehr zärtliche Aeltern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Hrn. R. Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts; und wie sollte er, da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbeygehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäßigen Vätern den Verstand hat, beym Anblick solcher kleiner Geschöpfe die tiefsinnige Reflexion zu machen, — „daß er vielleicht, durch eine gewisse Operation, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe?" Was die Mutter betrift, so ist es freylich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht, sich eine Zeitlang mit ihrem Kinde abzugeben — „Sie säugt es anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen (spricht Herr R.) hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen dem Bedürfniß des Kindes selbst. Aber sobald die Kinder groß genug sind, sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlauffen sie sich von der Mutter, und so kömmt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen." *)

*) S. 22.

Ehe es dahin kommt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herum zu schleppen. — „Wahr ists, (sagt unser Philosoph) wenn die Mutter umkommt, so läuft das Kind Gefahr mit ihr umzukommen; aber (sezt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind ihre Nahrung selbst zu suchen.“ *)

Der natürliche Mensch des Philosophen Jean-Jaques ist also (die verwünschte Perfectibilität ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein andres Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles, und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Inseln Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat. **)

Der Rousseauische Mensch ist es, der den Namen eines Wilden, — den die Spanier den Americanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten

*) S. 12.
**) S. 6.

keiten gegeben haben, — im eigentlichen Verstande führt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine physische Bedürfnisse hinaus; das grosse Schauspiel der Natur ist unvermögend ihn aus seiner schlafsüchtigen Dummheit aufzuwecken, und es fällt ihm in seinem ganzen Leben nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch, das leztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört, in der That, beynahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber, was Herr R. in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Anlaß gegeben, nichts Natürlicher zu finden, als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den primitiven Stand ausmacht: das ist, was ich nicht begreiffe.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beygetragen, welche sie, zum Untergang ihrer Frey-

heit und Glückseligkeit, unter einander getroffen haben.“ *) —

Was für Wunderdinge Wiz und Spleen einen Philosophen sagen machen können!

5.

Ungeachtet Herr R. gleich anfangs erklärt, daß es bey Untersuchung der academischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Facta ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben, und beruft sich daher einigemal auf die Hottentotten, die Caraiben und die Wilden in Nordamerica: doch, in der That niemals wo es auf Befestigung der Hauptsäze seines Systems ankömmt. Was hätten sie ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm Ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, eheliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst; und es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß sie erst durch das unmensch-

liche

*) S. 37.

liche Verfahren der Castilianer in eine gewisse Wildheit hineingeschreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Und gesezt, die Wildheit aller dieser würklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wundervolle Dinge erzählt, von den Cyclopen des alten Vater Homers bis zu den Californiern des Vaters Venegas, wäre noch ein wenig grösser als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daß „Menschen zufälliger Weise sehr nahe zu den Thieren heruntersinken können, und daß, wenn es einmal so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluß von vielen günstigen Umständen erfordert wird, um die Menschheit wieder bey ihnen herzustellen;" — und wem ist jemals eingefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bey einer Untersuchung des primitiven Standes der Menschen scheint die Frage, „wo die ersten Menschen hergekommen" nicht ganz überflüssig zu seyn. H. R. hat, wir wissen nicht warum, nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfer-

tigen, daß dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesezt sey. Denn aus eben diesem Grunde hätte sich Herr R. seine ganze Untersuchung ersparen können: und überhaupt bewies man vor neunhundert Jahren aus diesem Grunde, „daß man über gar nichts philosophiren müsse, was der Mühe werth ist.“ — Es ist das nehmliche weise Argument, kraft dessen der saracenische Caliphe Omar die Bibliotheken zu Alexandria, als diese Hauptstadt Aegyptens in seine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilte. — Wenn es erlaubt ist, über den ursprünglichen Stand des Menschen zu philosophiren, so muß sich diese Freyheit auch auf seinen Ursprung selbst erstrecken; es ist für eines so viel Grund als für das andere.

Gesezt nun, wir wollten — welches sehr weit von uns entfernt ist — die Gefälligkeit für die alten Priester zu Memphis so weit treiben, und alle die Ueberschwemmungen und Conflagrationen des Erdbodens, von denen sie Nachrichten zu haben vorgaben, *) für wahr annehmen; ja gesezt wir wollten den Ursprung der Menschen so weit

hinaus=

*) S. den Timäus des Plato.

hinausſezen als die fabelhaften Japaner: So würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die erſten geweſen wären. Eine Reyhe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphyſiſchen Gründen, eben ſo möglich ſeyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß iſt, daß ſie, wie ſehr viele andre transcendentaliſche Dinge, den Fehler hat, daß ſie ſich nicht denken läßt.

Dieſe Erſten alſo, woher kamen ſie?

Sind ſie aus dem Monde herabgefallen?

Oder, wie Manco-Capac, der Orpheus der Peruvianer, aus der Sonne herabgeſtiegen?

Oder nach der gemeinen Meynung der Alten, aus dem Boden hervorgewachſen? *)

Oder ſind ſie, nach der ſinnreichen Hypotheſe des Philoſophen Anaximander aus einer Art von Fiſchen hervorgekrochen? **)

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lukrez uns glauben machen will, ***) eine Menge Verſuche machen

*) Diod Sicul. L. I. c. 10.

**) Plutarch. Sympoſiac. L. VIII. c. 8.

***) Lucret. L. V.

machen müssen, bis es ihr endlich gelungen, einen vollständigen Menschen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manco-Capac, Demokritus, Anaximander, Lukrez, und wie ihr alle heisset, es möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu untersuchen, welcher von euch die lächerlichste Meynung habe; — der grosse Punct, — und der, den ihr alle zugeben müßt, ist dieser, — „daß nur derjenige den Namen des ersten Menschen verdienen konnte, welcher — der erste Mensch war, das ist, bey dem sich zuerst die vollständige Anlage alles dessen befunden, was den wesentlichen Unterschied unsrer Gattung vor den übrigen Geschöpfen ausmacht; — und wenn wir einmal so weit einig sind, so werden wir, denke ich, kein Orakel entscheiden lassen müssen, „ob die Natur (wenn anders Intelligenz und Absicht in ihren Würkungen ist) nicht wenigstens ein Paar solcher Menschen, welches die Gattung zu vermehren geschickt war, habe hervorbringen müssen?

Nun läßt sich wohl nichts anders denken, als daß der erste Zustand dieser **Protoplasten**, so vollkommen wir auch ihre Organisation voraussezen,

wenig

wenig besser als eine Art von Kindheit seyn konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angebohrne Ideen geben wollten, wozu wenigstens die blosse Vernunft keine Stimme giebt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verschlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten sie ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um sich aus der ersten Betäubung so vieler auf sie zusammendrängender Eindrücke zu erhohlen. Allein Aufmerksamkeit und Uebung mußten sie bald den Gebrauch ihres Körpers, und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens bestimmt schienen, kennen lehren; und es brauchte, — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erschaffen wollen, welche in der Natur nirgends sind, — weder Jahrtausende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Herr R. ist nicht dieser Meynung. Er sieht den Uebergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policierung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unersteiglichen Schwierigkeiten umgeben ist. Er kann nicht begreiffen, wie ein

ein Mensch zuerst habe auf den Einfall kommen können, ein Weibchen für sich selbst zu behalten, eine Hütte für sie zu rechte zu machen, und der Vater von seinen Kindern zu seyn? Oder wie etliche Menschen auf den Gedanken hätten gerathen können, Gesellschaft mit einander zu machen, und anders als nach Verfluß vieler tausend Jahre, eine so tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, als diese ist: daß vier Arme mehr vermögen als zween, und vier und zwanzig mehr als vier. In diesem Stücke scheint es ihm, ohne Vergleichung, wie meinem hohen Gönner, dem Sultan Schah-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichste Sachen zu erstaunen pflegte, und nichts so gut begreiffen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beyspiel, daß Wiz und Dummheit, auf ihrem äussersten Grade, einerley Würkung thun. Herr R. hätte vieler Bemühung des Geistes bey dieser Gelegenheit überhoben seyn können; denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypothese zieht? — Die Hypothese selbst ist es, was wir ihm gerade zu weglaugnen. Nichts richtigers, das wilde, ungesellige, dumme,

dumme, eichelfressende Thier, das er seinen Menschen nennt, würde in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons ist. Wer wollte sich die Mühe geben, einen solchen Saz erst durch die tiefsinnigsten Erörterungen zu beweisen? Das heißt die Gründe deduzieren, warum vermöge der Geseze der Mechanik ein Gichtbrüchiger schwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die schönen Antithesen, die er bey dieser Gelegenheit spielen läßt! Doch — wir müssen ihm nicht Unrecht thun; es ist sein ganzer Ernst; er sieht alle diese ungeheuren Schwierigkeiten würklich von denen er spricht, und sie müssen wohl gewiß entsezlich in seinen Augen seyn, weil sie ihn beynahe dahin bringen, seine Zuflucht zu einem Deo ex machina zu nehmen. *) Gleichwohl würden alle diese Phantomen auf einmal verschwunden seyn, wenn er nur diese zween Säze, die simpelsten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„daß die Menschen, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Anfang an in Gesellschaft gelebt, — und

„daß

*) S. 36.

„daß der Urheber der Natur, ohne der Ordnung derselben Gewalt anzuthun, Mittel genug gehabt habe, dem Menschen die Entwicklung seiner Fähigkeiten und die Erfindung der dazu nöthigen Mitteln zu erleichtern.“

8.

Man könnte übrigens unserm Philosophen den Saz — „daß, der Perfectibilität ungeachtet, die meisten Fähigkeiten des Menschen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können, eingestehen, ohne daß seine Hypothese viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge von psychologischen Phänomenen erklärt, — die daher rührende Begnügsamkeit an jedem erträglichen Zustande, in welchem dieser Trägheit am wenigsten Gewalt geschieht, und die durch beydes verdoppelte Macht der Gewohnheit lassens uns leicht begreiffen, wie ein Volk, zumal in einem Clima, welches die Würkung dieser Ursachen noch verstärkt, Jahrtausende durch, in so fern es immer sich selbst überlassen ist, in einem sehr unvollkommnen Zustande zurückbleiben könne.

Sitt-

Sittliche und politische Ursachen hemmen in China den Fortgang der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuern, und in einigen Stücken sehr policierten Reiche, noch immer in der Kindheit befinden. — Physische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrohrnen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daß Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben, und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seekalbsfällen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für viehisch zu erklären. Aber mit der Geselligkeit, diesem wesentlichen Zug der Menschheit, hat es eine ganz andere Bewandniß. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurückgehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben, und einen andern Menschen zu erblicken, um die süsse Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines gleichen zieht.

Und nur zu seines gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle dieser aus Bewunderung, Freude und Dankbarkeit gemischten Empfindungen, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüssen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Glauben der ältesten Menschen, allem in der Natur eine Seele zu geben, und sich einzubilden, daß alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden," (sagt der grössete Kenner des menschlichen Herzens der mir bekannt ist) „mit „dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba rei„sen kann, und ausrufen: alles ist öde! — Ich „declariere, sagte ich, indem ich meine Hände mit „einer zärtlichen Bewegung zusammen schlug, daß „ich auch in einer Wüste etwas ausfindig machen „wollte, über welches ich meine Zuneigung ergies„sen könnte. — Könnt' ich nichts bessers thun, „so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrthe hef„ten, oder mir irgend eine melancholische Cypresse

aus-

„ aussuchen, um eine Art von Freundschaft mit ihr
„ zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten lieb=
„ kosen, und sie zärtlich um ihren Schuz begrüssen.
„ — Ich wollte meinen Namen in sie schneiden,
„ und schwören, sie wären die liebenswürdigsten
„ Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr Laub,
„ so würd' ich mit ihnen trauren, und mich mit
„ ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aussehen mich
„ beredete, daß sie sich freueten." *)

Stellen wir uns einen Menschen vor, der aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet, und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel, oder eine Maus, oder in Ermanglung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, so gar eine eckelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? — daß diese Spinne nach und nach in seinen Augen so schön werden könnte, als die reizendeste toscanische Amaryllis in den Augen ihres platonischen Schäfers; daß er sie

 auf

*) Sentimental Journey Vol. I. p. 85.

auf seinem Teller essen lassen, daß er ganze Tage mit ihr spielen, daß er sich, durch die anhaltendeste Aufmerksamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinsten Bewegungen interessiren, bey der mindesten Gefahr für ihr Leben zittern, und wenn er unglücklich genug wäre, sie zu verliehren, sie mit heissern Thränen beweinen und über ihren Verlust untröstbarer seyn würde, als er, in andern Umständen, über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre? —

Ich erinnere mich ehmals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lausün gelesen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Bastille, des Donjon von Vincennes, des Königsteins und anderer Einsiedlereyen von dieser Classe erfahren zu seyn, Gelegenheit haben, ähnliche Beyspiele zu erzählen wissen.

Man würde vergeblich einwenden, daß sich von einzelnen Beyspielen nicht auf die menschliche Natur überhaupt schliessen lasse. Denn alles, was wir seit etlichen tausend Jahren aus allgemeiner Erfahrung von unserer Gattung wissen, bewegt uns den

Trieb

Trieb der Geselligkeit und das Verlangen nach Gegenständen, denen wir uns mittheilen können, für ein wesentliches Stück der Menschheit zu halten. Die Ausnahmen sind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Spleen, oder irgend einem andern innerlichen Beruf, sich freywillig der menschlichen Gesellschaft begeben haben. —

Und wie wenig es auch dieser kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich sey, den geselligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiset die Geschichte der alten thebaischen und andrer Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungrn, die viele unter ihnen mit dem T** pflegten, daß sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung, die man haben kann, als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich, so haben diejenige, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Na-

tur hineingetragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Herr R. in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Uebergang in einen entgegengesezten, sondern ein blosser Fortgang in dem nemlichen Stande; Ein Fortgang, dessen relative Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bey den Völkerschaften, wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsre Einwendungen helfen, wenn (wie Herr R. sehr wahrscheinlich findet) „es wirklich eine Art von Menschen „gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zer„streut, keine Gelegenheit ihre virtuellen Fähig„keiten zu entwickeln gehabt, keinen Grad von Voll„kommenheit erworben hätten, und sich, mit ei„nem Wort, noch wirklich in dem primitiven „Stande der Natur befänden?" —

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdige Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern von Mayomba in der africanischen Pro-

Provinz Loango, und im Königreiche Congo, welches nach Dappers Bericht voll von **Waldmenschen** ist, — die allem Ansehen nach die nemliche Art von Geschöpfen sind, welche überhaupt in Africa **Pongos** oder **Quojas-Morros**, und in Ost-Indien **Oran-Utang** genennt werden.

Diese Geschöpfe sind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Grösse eines Menschen, aber viel dicker, und so stark, „daß zehen Negern nicht „genug wären, um einen davon lebendig zu fan„gen.“ Sie gehen auf zween Beinen, bedienen sich der Hände wie wir, sind proportionierlich gestaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit schwarzen Haaren bedeckt. Ihre Gesichtsbildung ist von der Negern ihrer nicht gar sehr verschieden, ausser, „daß ihnen die Augen tief im Kopfe liegen, „und daß ihre Miene etwas wildes und gräßliches „hat.“

Ihre Weibchen haben eine volle Brust, — wiewohl nicht ganz so gewölbt, und vermuthlich auch nicht so weiß als die schönen Ober-Walliserinnen, deren unschuldige Dienstfertigkeit dem Philosophen,

St. Preux so beschwerlich war. *) — Diese Thiere sind sehr böse, wenn man ihnen zu nahe kömmt, und so launisch, daß sie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Gesichte sieht. Indessen sind sie doch grosse Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Negern, — (ein Umstand, aus welchem Herr R. hätte folgern können, daß sie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigene Weibchen muß doch wohl jede Negerinn eine Venus seyn) — und die besagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über diesen Punkt von ihnen. Man sieht sie truppenweise in den Wäldern ziehen, und dann sind die reisenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen sicher; ob sie gleich keine andre Waffen führen, als ihre Fäuste, oder einen Prügel. -- Sie fressen kein Fleisch, sondern nähren sich — (wie andre Affen auch) blos von Früchten und wilden Nüssen. Sie pflegen sich um die Feuer, welche die Negern, wenn sie durch die Wälder reisen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu versammeln, und gehen nicht eher vom Plaze, bis das Feuer erloschen ist;

„ ohne

*) Nouv. Heloise Tom. I. p. 71.

„ ohne den Verstand zu haben, (sagt Battel) Holz oder Reiser herbeyzutragen, um es zu unterhalten.“ *)

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, welche in Sierra Leona den Namen Barrys führen. Diese Barrys lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwey Beinen gehen, und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen, und den Bratspieß zu wenden. Die Negern lassen sich nicht ausreden, daß diese Paviane so gut reden könnten, als sie selbst, wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich sehe nicht, warum Herr R., der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die Pongos auszudehnen, diese ehrlichen Barrys vorbeygeht, welche in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen.

*) Allgem. Beschreib. der Reisen rc. im III. Th. S. 264. 280. 320. rc.

Und was hindert uns, aus ähnlichen Gründen, auch die grossen Affen an der Sanaga, von denen **La Maire** in seiner Reise nach den canarischen Inseln spricht, den Rousseauischen Menschen beyzugesellen? Sie thun sich **truppenweise** zusammen, wenn sie auf die Nahrung ausgehen, und unterdessen, daß die übrigen Beute machen, steht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nemliche Weise auf dem Rücken, wie die Negerweiber die ihrigen, und bezeugen eine Zärtlichkeit für sie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewissen Kräutern, welche sie erst käuen, und dann auf die Wunde legen.

„Wer weiß wie viel andre Züge von Wiz, Empfindung, Geselligkeit, und Perfectibilität an diesen Geschöpfen noch zu entdecken wären, wenn sie — von Leuten, welche alles sehen was sie sehen wollen, — von Philosophen beobachtet würden?"

Doch Herr R. scheint sich zu begnügen, einen neuen Zweig des menschlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

In-

Indessen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns diese Ehre erweiset, vieles, wo nicht das Ganze, von ihrer Stärke verliehren, so bald man das Interesse nicht dabey hat, das den Erfinder einer neuen Hypothese begierig macht, Phänomene zu Bestätigung derselben aufzutreiben.

Die Nachrichten, spricht er, welche **Battel**, **Purchaß** und **Dapper** von ihnen geben, beweisen, daß diese Herren keine guten Beobachter waren; sie machen falsche Schlüsse; man merkt, daß ihnen nur nicht in den Sinn gekommen ist, daß diese edeln Geschöpfe etwas bessers als Affen seyn könnten. —

Alles wahr, aber was gewinnen die Pongos dabey?

Unsre Reisebeschreiber (fährt Herr R. sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesezt, diese Creaturen, welche von den Alten unter dem Namen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie

Men-

Menschen sind; — „denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beyden Extremis in der Mitte."

Es gäbe ein gutes Mittel, meynt er, wodurch auch die dümmsten Beobachter sich bis zur Demonstration überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und seine Brüder zur menschlichen Gattung gehörten oder nicht. — Was für ein Mittel mag das seyn? — Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt sich hierüber deutlich zu erklären; — eine Scrupulosität, welche an einem Philosophen, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben scheinen möchte; — indessen giebt er doch genugsam zu verstehen, daß man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müßte, um zu sehen, was daraus würde. —

Der Gedanke ist der simpelste von der Welt, und wir bedauren nur, daß er, wie Herr R. selbst bemerkt, nicht practicabel ist; — zwar nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unserm Philosophen hier aufstößt; sondern hauptsächlich des beschwerlichen Umstands wegen, weil diese Pongos, seine Protegierten, die brutalste Art von Liebhabern sind, die man sich einbilden kann. Nach den Er-

zählungen der Negern hätte sich der Fall, den Hr. R. andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerinn, welche in ihre Händel fiel, aus ihren Umarmungen mit dem Leben davongekommen. — Und so ist freylich das Project einer Colonie nicht practicabel.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen in den Stand gesezt seyn werde, den Pavianen in Loango, Congo, Borneo und Java Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, glaubt Hr. R. wenigstens eben so viel Grund zu haben, über diesen Artickel sich an den Capuziner Merolla, — „ einen gelehrten Religiosen, welcher in dieser Sache ein Augenzeuge, und bey aller seiner Naivität dennoch ein Mann von feinem Verstande gewesen sey" — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß, und andre Compilatoren.

Und was sagt denn Merolla, auf dessen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla sagt: die Schwarzen fiengen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber — das ist alles was ihn Herr R. sagen läßt,

und

und das ist wenig. Er hätte hinzusezen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewissen Leonard gehört, ein gewisser Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem Portugiesischen Statthalter zu Loanda ein Geschenke gemacht habe; — und das ist auch nicht viel mehr als gar nichts. Alles, was wir zur Sache dienliches daraus nehmen können, ist, „ daß die Einwohner zu Borneo und die Negern eine gewisse Art von Affen **wilde Männer** nennen " und dies sagen zehen andre Reisebeschreiber Batteln, Dappern und Purchassen mit eingerechnet, auch.

Ich würde mich bey dieser Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein stärkeres Beyspiel wüßte, „ was für Wunder die Liebe zu einer Hypothese thun kann. "

Herr R. glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Existens seines wilden Menschen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in seiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidianischen weit hinter sich zurücke läßt, und beynahe noch wunderbarer ist, als die Erhebung

eines Affen in den Menschenstand. Merolla, der abergläubigste und einfältigste Mann, der vielleicht jemals einen spizigen Capuz getragen hat, wird auf einmal ein gelehrten Mann, und — fidem vostram, Quirites! — ein homme d'esprit — Ein sehr entscheidendes Beyspiel wird diejenigen, welche sich überwinden können, die untenstehende Erzählung zu lesen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'esprit der ehrliche Merolla war. *)

10. Man

*) Ein gewisser sogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Missionarien in dem Afrikanischen Königreiche Congo, hatte nach dem Absterben des Königs Don Alvarez einen von den Thron-Prätendenten, Namens Simantamba, unter betrüglichem Versprechen, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben, und ihm zur Crone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem grössesten Theile seines Gefolges ermorden lassen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieser brachte gleichfalls ein grosses Heer auf (sagt Merolla, der damals in Congo war) und gieng gerade auf seines Gegners Hauptstadt los. Er fand sie leer; alle Einwohner waren davon gelauffen. Seinen Soldaten blieb also kein ander Mittel übrig, den Feinden

10.

Man könnte sich wundern, warum Herr R. — welchem aus einer kleinen Partheylichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse

den Abbruch zu thun, als alles aufzuessen, was sie zurückgelassen hatten. Unter andern bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich grossen Hahns, der einen grossen eisernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieser Ring kam einem von den Klügsten (sagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er versichert seine Cameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute declarierten ihm, daß sie den Hahn essen würden, und wenn er zehnmal den T. im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt, und in einem grossen Topfe so lange gekocht, biß er fast sehr zersotten war. Hierauf schütteten sie ihn in eine Schüssel, sprachen ihr Tischgebeth, (denn es waren so gute Christen als es die neubekehrten Negern zu seyn pflegen) und sezten sich heißhungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schüssel greiffen wollten, siehe! da fiengen die gesottene Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüssel herauszusteigen und sich flugs wieder so gut zusammen zu fügen, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Kurz der Hahn stund in wenigen Augenblicken frisch und gesund auf seinen Füssen, gieng etliche mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreymal mit den Flügeln

nisse und Vermuthungen, die seiner guten Meynung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, — einen Umstand von der grösesten Wichtigkeit vorbeygegangen, den er in dem nehmlichen Buche, woraus er seine Nachrichten gezogen, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz andrer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser ist Franz Moore, Factor der

Flügeln, machte ein entsetzliches Getöse, — und verschwand. Ob mit Hinterlassung des gewöhnlichen Wahrzeichens hat der Ehrwürdige Pater vergessen zu berichten. „Jedermann," setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Naivität und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) „kann sich leicht einbil„den, was für ein Schrecken die Anwesenden bey „diesem Anblick überfallen mußte, welche unter tau„send Ave Maria vom Platze liefen, und den mei„sten Umständen dieser schrecklichen Begebenheit nur „von ferne zusahen. Sie schrieben ihre Erhaltung „lediglich dem Gebethe zu, das sie vor Tische gespro„chen hatten, sonst wären sie gewiß alle umgekommen, „oder vom Teufel besessen worden." So viel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten, einen homme d'esprit!

der Königl. africanischen Gesellschaft in England, ein Mann von schätzbarem Charakter, dessen Nachrichten überdies die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der sogenannte wilde Mann angetroffen wird.

Er erzählt, als er den 6ten April 1735. unweit der Factorey zu Joar spazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich gesehen, und mit Haaren eines Zolles lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Negern darüber befragt, und von ihnen vernommen: „es wäre der Fuß von einem Thiere, welches sie in ihrer „Sprache den wilden Mann nennten; es gäbe deren viele in diesem Lande (nehmlich um den Fluß „Gambra) sie würden aber selten gefunden, sie „wären so geschlank als ein Mensch, giengen eben „so wie wir auf zwey Beinen, und bedienten „sich einer Art von Sprache."

Dieses letzte wäre, wofern es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über unsre Verwandschaft

wandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig liesse. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was sie ihm davon sagten, (und vermuthlich alles was sie ihm sagen konnten) ist zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daß die Negern in Sierra Leona von den Barrys das nehmliche glaubten; und alles mit einander vergliechen, ist sehr wahrscheinlich, daß diese Barrys zu eben derselben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongos, und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Negern diesen Affen zuschreiben, scheint sich mehr auf Schlüsse, als auf Beobachtung zu gründen; und so gerne wir besagten Negern glauben wollen, wenn sie von dem reden, was sie sehen oder hören; (in so fern es nur einigermasen glaublich ist) so billig ist das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüsse setzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen diesen verworrenen, und zu Festsetzung eines sichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugnis-

 sen

sen haben mag, so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugsamer moralischen Gewisheit behaupten zu können, daß diese Menschenähnliche Affen keine Menschen sind. Wären sie es, warum sollten sie sich nicht schon längst zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum sollte ein junger Orang-Utang, dergleichen schon einige gefangen worden sind, unter policierten Menschen nicht eben die Progressen machen, die ein junger Caraibe oder Hottentotte macht, wenn er auf Europäische Art erzogen wird?

Doch genug, und vielleicht schon zu viel von Hypothesen, welche man an jedem minder ernsthaftem Manne, als Herr R. ist, für Ironien halten müßte.

II.

Die Theorie des Philosophen Jean-Jaques, so wenig Ehre sie der Menschheit macht, ist doch am Ende weiter nichts als lächerlich; aber diejenige

jenige, welche uns Swift in Güllivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig. Die Freunde dieses ausserordentlichen Mannes — vor dessen Genius sich der unsrige so tief bückt, daß wir es kaum wagen, ihn zu tadeln, so sehr er's auch in diesem Stücke verdient, — möchten seine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß sie uns bereden wollen, sie für eine satyrische Erfindung zu halten, wodurch er blos die Häßlichkeit des Lasters, und die wichtige moralische Wahrheit, daß der Mensch dadurch unter das Vieh selbst degradirt werde, in das helleste Licht habe setzen wollen. Aber niemand, der den dritten Theil der Reisen Güllivers mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich eine Sache überreden lassen, welcher der Augenschein auf allen Blättern widerspricht. Swift, dessen eingewurzelter Menschenhaß, ausserdem, durch so viele eigene Geständnisse in seinen vertrauten Briefen, nur allzuwohl constatiert ist, scheint nichts angelegeners gehabt zu haben, als seinen Lesern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu lassen, daß die besagte Erfindung aus einem andern Geiste geflossen sey, als dem Haß der menschlichen Natur — einer so unnatürlichen Leidenschaft an einem Men-

schen, daß Swift vermuthlich, so wie er der erste ist, der einzige bleiben wird, der diesen abscheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieser, nicht mit der zufälligen Verderbniß derselben, hat er es zu thun. Seine Yahoos sind von Natur die übelartigsten, boshaftesten und unflätigsten von allen Thieren; und diese Yahoos sind ihm gerade das, was Rousseau natürliche oder wilde Menschen heißt. Unser ganzer Vorzug vor ihnen besteht darinn, daß wir uns, durch Kunst und mit der Länge der Zeit, einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unsre natürliche Untugenden zu vergrösern, und sie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat. *)

Rousseau ist also, in Vergleichung mit Swift, noch sehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Sein Mensch ist von Natur ein harmloses gutartiges Thier, wenigstens so gutartig als irgend ein anderes, von der grasfressenden Art; die Gesellschaft allein ist die Quelle seiner Verderbnisse. Der Swiftische Yahoo hingegen ist das abscheulichste unter allen

*) Voyage to the Houyhnhmus ch. VII.

allen Ungeheuern, von Natur, und durch Kunst; die letztere vergrösert seine angebohrne Häßlichkeit, indem sie sie schminken will. Rousseau formiert seinen Wilden, indem er so lange von einem Menschen herunter schnitzelt, bis nichts übrig bleibt als das Thier: Swift seinen Yahoo, indem er dem Menschen alles Schöne abstreift, alles Gute bis auf die zartesten Fasern aus seinem Herzen herausreißt, und aus allen möglichen Lastern und Häßlichkeiten, welche er von den verdorbensten unsrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern seltne Phänomene gewesen sind) abstrahirt hat, eine Carricatur zusammen setzt, deren Existenz, wenn sie erwiesen werden könnte, ein unüberwindliches Argument gegen das Daseyn Gottes wäre. Rousseau will uns überreden, zu den Thieren in den Wald zu gehen, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Scheusalen, deren sich die Natur schämt, die der Abscheu der ganzen Schöpfung sind, die sich selbst eines in dem andern verabscheuen, — und wenn er eine menschenfreundliche Absicht dabey gehabt hat, — nun, wahrlich, so hat er ein Mittel dazu gewählt, wobey es un-

unmöglich war, seinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch, es kann keine Frage seyn, was seine Absicht war. Seinen Spleen, seinen von vielen Jahren her gesammelten vatinianischen Haß gegen seine Landesleute, und besonders gegen die Hofparthey unter Georg dem Ersten auszulassen, und auf einmal für tausend würkliche und eingebildete Beleidigungen sich zu rächen, das war seine Absicht; aber nur ein Herz wie das seinige war fähig, diese Rache an der menschlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicher Weise für ihn selbst hat er dieser unwürdigen Leidenschaft nicht Genüge thun können, ohne seinem eigenen Nachruhm mit dem nämlichen Streiche, den er auf seine ganze Gattung führt, eine tödtliche Wunde beyzubringen. Er mußte ungerecht gegen seine Mitmenschen, und blasphem gegen die Natur werden, um ein Geschöpfe, an dem, bey allen seinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne so viel liebenswürdiges sieht, zu einem so monstrosen Mittelding von Affe und Teufel umzuschaffen; er mußte erst alle Proportionen der menschlichen Form zerstören,

alle

alle ihre Züge und Lineamenten verzerren, alle die feinen Nüancen verwischen, durch welche die Natur unsre Vollkommenheiten und unsre Mängel, wie ein geschickter Colorist abstechende Farben, mit einander verbindet, und durch tausend fast unmerkliche Mischungen im Ganzen die reizendste Harmonie zuwege bringt; mit einem Wort, er mußte das schönste Werk der Natur, um einen Yahoo daraus zu machen, verstümmeln, zerkratzen, übersudeln; — und wie hätte er seinen Genie, seinen Witz, seine Kenntnisse, welche vielleicht noch kein Schriftsteller in solcher Maase beysammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn seine Absicht gewesen wäre, sich selbst mitten unter dem menschlichen Geschlechte eine unzerstörbare Schandsäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des Philosophen Jean Jaques der mindesten Zweydeutigkeit unterworfen wäre, so könnte man sich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftische Absicht dabey gehabt, da er seinen primitiven Menschen in den Pongos von Mayomba und Congo gefunden zu haben glaubt. Denn, in der That, wenn etwas in der Natur

seyn soll, das dem Menschenhasser Gulliver eine Idee zu seinen Yahoos geben konnte, so müßten es die Paviane seyn, von deren Brutalität die Reisebeschreiber aus dem Munde der Negern Beyspiele erzählen, welche sie dieses Namens würdig machen. — Aber der ganze Zusammenhang der Rousseauischen Theorie beweiset, daß er keinen solchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftischen Huyhnhnm's und Yahoos einzulassen, um dadurch zu beweisen, wie sehr er sich durch beyde an der menschlichen Natur versündiget habe, würde eine würkliche Beleidigung der letztern seyn.

Es bedarf keines mühsamen Beweises gegen Herrn Rousseau, da die Wilden in Neu-Holland nur Embryonen von Menschen sind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu bestimmt ist, ewig Embryo zu bleiben. — Aber es bedarf noch weniger eines Beweises, daß Homer seine Helden, und Plutarch die seinigen, Xenophon seinen Sokrates, seinen Cyrus, und seine Panthea, — und die Phidias, Alcamenes und Apelles der Grie-

chen, ihren Apollon, ihre Venus, ihre Grazien, von keinen Yahoos abcopiert haben.

Indessen konnten wir doch nicht umhin, das Unrecht, welches zween so berühmte Misanthropen, — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens, — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, im Vorbeygehen zu rügen. Denn wir können und wollen nicht länger bergen, daß die Hauptabsicht dieses Buches ist, uns der Menschheit gegen alle diejenigen anzunehmen, welche ihre wahre Züge verunstalten und mißzeichnen, es sey nun, daß sie den Menschen zu sehr erniedrigen, oder zu sehr erhöhen: und daß wir uns, dieser Absicht zu folge, bemühen werden, so evident, als uns nur immer möglich seyn wird, zu machen:

Daß wir keine Ursache haben, uns verdriessen zu lassen, keine Pongo's, keine platonische Ideen, keine arcadische Schäfer, keine stoische Weisen, keine Feen-Helden, keine Engel, und keine Huyhnhnm's, sondern — Menschen zu seyn; aber daß wir sehr wichtige Ursache haben, unsre

Maaßregeln gegen alle und jede zu nehmen, welche uns zu etwas besserm oder schlechterm als Menschen machen wollen; —

Daß die Natur Recht daran gethan habe, uns gerade so zu machen, wie wir sind, und daß es ihre Schuld nicht sey, wenn gewisse Leute, — aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, — tausend Schönheiten in dem vollkommensten der sichtbaren Werke Gottes überschielen, — oder, was nur gar zu ofte begegnet, würkliche Schönheiten für Fehler ansehen; —

Daß ein gut Theil mehr dazu gehöre, die Natur corrigieren zu wollen, als die Eigenschaften, welche einen guten Mönchen, und die Talente, welche einen subtilen Dialektikus, oder einen Phantasie-reichen Schwäzer ausmachen; —

Daß man die besagte Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen beobachtet, und sehr lange, sehr fleisig, nicht in Systemen, oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studiert haben müsse, ehe man sich anmasen dürfe,

ihr

ihre Auswüchse und üppige Schößlinge abschneiden zu wollen; —

Daß Verstümmelungen keine Verbesserungen, gothische Zierrathen keine Verschönerungen seyen; —

Daß eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und wahre Proportionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, wider die allgemeine Gesetze des Schönen eben so gröblich verstose, als die Vertügaden, Wülste und Halskragen des sechszehnten Jahrhunderts, welche der Figur einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß sie der Tugend, deren Bollwerke sie vielleicht seyn sollten, zu sonderlichem Schutze dienen konnten;

Daß die Fehler der menschlichen Natur größtentheils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt seyen, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben; und daß sie liebenswürdige Schwachheiten habe, welche man ihr lassen soll, weil sie dienen können, gewissen Tugenden

eine

eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann; —

Daß alle Verderbnisse der Menschheit aus zween Hauptwurzeln entspringen, — der Unterdrückung, und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heucheley, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränksucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerey, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt; —

Daß die Verderbnisse von der zweyten Classe von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung, vorgebauet worden ist; aber, daß es ungereimt sey, einigen reellen Nutzen von den Maasnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen Zweig der sittlichen Verderbniß besonders nimmt, so lange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift, oder angreiffen darf; das ist, so lange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, die ihr die

Ty-

Tyrannie in gewissen Jahrhunderten und in gewissen Strichen des Erdbodens angeworfen haben; —

Daß bis dahin alles was die Philosophie, — es sey nun auf einem Throne, oder auf einem Lehrstuhl, aus dem Cabinet eines Ministers oder eines Schriftstellers, — zum Besten des menschlichen Geschlechtes, oder eines jeden Volkes, welches noch, mehr oder weniger, die Ketten des Aberglaubens und der willkührlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Palliativen (welche das Uebel nur so lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und grösserer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen besteht, wodurch die Sachen, mit einer klugen Abwechslung von piano und forte, einer gründlichen Verbesserung näher gebracht werden; —

Daß diese gründliche Verbesserung, bey einem jeden Volke, demjenigen Fürsten aufbehalten sey, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben werde, eine Gesetzgebung zu bewerkstelligen, wo die wahren Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind; wo die möglichste Freyheit mit der wenigsten Unge-

gelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat, als das Interesse des gemeinen Wesens; wo die verschiedene Stände und Classen der Nation zu ihrer Bestimmung durch die weisesten Institute gebildet werden, und die Gesetze nicht als Gesetze sondern als Gewohnheiten ihre Würkung thun; wo die Religion den grosen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepfleget werden, aber, gleich den Männchen im Bienenstaate, keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend aufzumuntern als zu bezahlen, und dem Laster so gut vorgebauet ist, daß die Gerechtigkeit nur selten strafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunst, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig, und nicht blos der Antheil einer kleinen Anzahl privilegierter Glücklichen ist; mit einem Worte, wo dieser letzte Wunsch eines jeden Menschenfreundes FELICITAS PVBLICA nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht: — — eine Gesetzgebung, de-

ren

ren Möglichkeit nur solche läugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt sind, zu ihrer Realisierung mitzuwürken; —

Talia saecla, suis dixerunt, currite, fusis,
Concordes stabili fatorum numine Parcae.

Daß, dieses Befehls der Parzen an ihre Spindeln ungeachtet, keine Hoffnung sey, diese goldne Zeiten, durch einen plötzlichen Fall vom Himmel, oder wie man in den Schulen spricht, per saltum, kommen zu sehen; daß der Anfang der Zubereitungen dazu zwar seit dem fünfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in diesen verflossenen dreyhundert Jahren mancher Schritt auf diesem Wege gethan worden; daß es aber vonnöthen sey, die Füße im Fortschreiten etwas weiter auseinander zu setzen, wenn man vor dem nächsten platonischen Jahre beym Ziele zu seyn gesonnen wäre; und daß eine jede Pause uns um etliche Schritte zurückwerfe, welches niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem schwerbepackten und schlecht bespann-

ten Wagen einen steilen Berg hinaufgefahren ist;

Daß also — aber, in der That, es ist Zeit, allen diesen daß ein Ende zu machen. — Der geneigte Leser hat vielleicht, ohne unser Erinnern, bemerkt, daß wir uns selbst keine ganz unerhebliche Arbeit aufgeladen haben. Alles müßte uns betrügen, oder diese Sätze, welche, unsrer demüthigen Meynung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem menschlichen Geschlechte gelegen ist, — sind nicht so allgemein erkannt und angenommen, nicht so sehr κυριαι δοξαι, daß es eine überflüssige Bemühung seyn sollte, sie, durch genauere Entwicklung und Bestimmung, allen denjenigen evident zu machen, welche Augen, zu sehen, haben. Und eben so wenig können wir uns durch den ewigen refrein gewisser kleinmüthiger Seelen abschrecken lassen, welche, bey allen Arbeiten von dieser Art, mit einer vielsagenden Miene und einem ominosen Tone, ausrufen: wozu wird es nützen? Ich wollte

te in der That lieber Holz hacken, oder — um von der simpelsten aller Künste zu einer der schwersten überzugehen, lieber die Portraits vom ganzen Serail des Sultan Schah-Baham decoupieren — als ein Buch schreiben, das zu nichts nützte. Aber ich bin über diesen Punct ohne Sorge. Ich habe der Sache lange nachgedacht, und — vorausgesetzt, daß ich nicht ohne alle Talente zur Ausführung meines Vorhabens sey — steh ich in der gänzlichen Ueberzeugung, daß diese meine geringe Bemühung mich um eine Gattung von Geschöpfen, die ich so herzlich liebe, einigermaßen verdient zu machen, diesen Zweck zum wenigsten eben so gut erreichen werde, als — die neulich herausgekommene Uebersetzung der Contes de ma Mere l'oye, welche, unter andern, wegen ihrer vortrefflichen Sittenlehre zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend, *) unter dem Titel Historien oder

*) S. das Avertissement des Verlegers dieses nützlichen Werkes im 195sten Stück der Hamburg. Neu. Zeitung.

oder Erzählungen der Mutter Loye von den vergangenen Zeiten, im 1769sten Jahr dieses unsers philosophischen und geschmackvollen Jahrhunderts, in unsre teutsche Mutter- und Heldensprache gedollmetschet worden sind.

Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens.

Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

I.

In der Hoffnung, daß es unsern Lesern nicht zuwider seyn werde, den Philosophen Tlantlaquacapatli wieder in ihrem Wege zu finden, — eine Hoffnung, welche sich auf die Sympathie gründet, die ein jeder Autor zwischen sich und seinen Lesern voraussetzt; — desto schlimmer für den Autor, oder für den Leser, oder für beyde, wenn er sich darinn betrügt; denn —

"Gut, Herr Autor; da haben wir Sie auf der That ertappt! Läugnen Sie es nun, wenn sie

können, daß Sie ein Nachahmer, ein offenbarer Nachahmer von Tristram Shandy sind! Die Digressionen, die Affectation von wunderlichen Wendungen, die Parenthesen, die, wie die Becher der Taschenspieler, dutzendweise in einander stecken, die vielen Querstriche, welche der Himmel weiß was bedeuten sollen, und nichts bedeuten, kurz, alles was sich am leichtesten nachahmen läßt, verräth beym ersten Anblick, daß ihr Buch eine Art von Tristram seyn soll; oder vielleicht so ein Ding.

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, &c.

vom Kopfe bis zur Brust Helvetius von der Brust bis zum Nabel, Yorik, und vom Nabel bis zum Fischschwanz Montagne, oder Brantome, oder so was! Sehen Sie, daß wir Sie ausfindig gemacht haben? Und wie konnten Sie Sich auch einbilden, daß Leute, wie wir, so einfältig seyn würden, Sie für ein Original zu halten? —"

Für ein Original? Original vous-même! Lernen Sie, wenn ich bitten darf, daß ein kleiner Unterschied zwischen original seyn, und ein Original seyn ist! — Doch, wir wollen nicht um Worte zanken. In der That, meine Herren, ich fühle

das

das quisque suos patimur manes, und demüthige mich vor ihrem Beobachtungsgeiste; Und um Ihnen zu zeigen, daß ich kein Autor mit einer ehernen Stirne bin, will ich Ihnen, unter uns, gestehen: —

"daß keine Zeile, die ich jemals geschrieben habe, oder künftig schreiben werde, weder quoad materiale noch formale, oder (um mich ihrer Lieblings-Phrasen zu bedienen) weder in Erfindung noch Disposition; noch Zeichnung, noch Haltung, noch Ausdruck, noch Farbengebung, noch Licht und Schatten, original ist; ja, daß ich nicht einmal Rahmen, Schnitzwerk und Vergoldung für meine eigene Erfindung geben kann." — Und in ganzem Ernste, —

Wenn die vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft, und Erde, nebst Sonne, Mond, und Sternen, die Cometen, und ihre Schwänze mitgerechnet, — ferner Bacchus, Ceres, Pales und Pomona, mit allen ihren Subdelegierten, welche mich mit Speise und Trank — und die Gänse, welche mich mit Federspulen versehen, — nicht weniger,

Wenn alle die Götter, Halbgötter, Helden, Könige, Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und

Knechte, die irrenden und ihre Stallmeister mit eingeschlossen, nebst allen den Philosophen, Rednern, Poeten, Geschichtschreibern, Romanschreibern, Legendenschreibern, Zeitungsschreibern, und allen andern Arten von Schreibern in der Welt, sammt allen übrigen Classen, Ständen, Zünften, Innungen, Divisionen und Subdivisionen der Menschen beyderley Geschlechts, — deren Leben und Thaten, Tugenden und Laster, Systeme, Compilationen, Projecte, Hypothesen, Träume, Reisen zu Wasser und zu Lande, auf dem Pegasus, Onocephalus, Hippogryphen und Steckenpferde, studierte und extemporisierte Werke. Reden, Apophthegmata, Einfälle, Thorheiten, Leidenschaften, Schwachheiten, u. s. w. mir jemals Stoff und Nahrung für das, was einige Leute meinen Geist zu nennen belieben, gegeben haben, — wenn, sage ich, alle diese vorspecificierte leblose und belebte, vernünftige und unvernünftige Geschöpfe jeder das Seinige wieder zurückfordern sollten: So muß ich bekennen, daß mein vorbesagter Geist kahler und nackter dastehen würde, als die weltbekannte Krähe in der Fabel.

Auch,

Auch, und insonderheit, will ich Ihnen, meine liebe Herren, hiermit unverhalten lassen, daß —

So ferne Sie Sich die Mühe geben wollen, von Homers Batrachomyomachie und den Fröschen des Aristophanes an, bis auf die neulich zum erstenmal publicierte Republik des Diogenes — alle launische Schriftsteller (von denen, wie Sie wissen, immer einer den andern nachgeahmt hat) und vom Berosus und Sanchuniathon bis zum Uebersetzer der Erzählungen meiner Mutter Gans, alle Verfasser von Helden- Ritter- Gelehrten- Staats- Liebes- und Wundergeschichten, — nebst einer beträchtlichen Anzahl von sehr ernsthaften Philosophen, Moralisten, Politikern, Rechtsgelehrten, Naturforschern, Antiquariern, Theosophen, Cabbalisten, Rosenkreuzern, u. s. w. nach meinem demüthigen Beyspiele, hurchzulesen, — Sie bey angestellter Vergleichung finden werden.

"daß in meinem ganzen Buche keine Beobachtung, kein factum, kein Gedanke, keine Empfindung, kein Ausdruck, keine Wendung, keine Construction, ja kein Wort, Strich, noch Tüpfelchen

chen ist, welches nicht in irgend einem der bemeldten Schriftsteller, — und vermuthlich auch in der ungeheuren Menge von Schriftstellern majorum und minorum gentium, die ich nicht gelesen, noch jemals mit Augen gesehen habe, — explicite oder implicite, actualiter oder virtualiter, hundert- tausend- ja millionenmal anzutreffen wäre; "

Also, und dergestalt, daß ich allerdings fast eitel, unbesonnen und lächerlich wäre, wenn ich mir schmeicheln wollte, etwas so kluges oder ungereimtes sagen zu können, welches noch von niemand vor mir, wenigstens von einem aus Ihrem Mittel, gesagt worden wäre. —

Lassen Sie mich einen Augenblick zu Athem kommen; ich gestehe Ihnen, daß mir diese beyden Perioden sauer geworden sind. —

Und nun, traute Herren und Freunde, sollte dieses mein offenherziges Geständniß nicht vermögend seyn, mir bey Ihnen so viel Gunst zu erwerben, daß Sie mich als einen reum confessum, mit fernern Vorwürfen, der besagten Nachahmung hal-

halben, verschonen wollen: So bliebe mir nichts anders übrig, als — meinen Weg fortzuschlendern, und weder mehr noch weniger zu thun, als ob gar nichts zwischen Ihnen und mir vorgegangen wäre.

Aber, — eh ichs vergesse — wollten Sie nicht von der Güte seyn, und uns mit ihrer besten Gelegenheit erklären, woher es wohl kommen möge, daß dieser nehmliche Vorwurf der Nachahmung und Nichtoriginalität den Virgilen, Horazen, Boileauen, Racinen, Popen u. s. w. von den Baven und Carbilen, und Pantilen, und Perilen, Cotinen, Pradonen, Dennissen und Cibbern ihrer Zeit auch gemacht worden ist?

2.

In der vorbesagten Hoffnung also setze ich die Auszüge aus dem Werke des mexicanischen Philosophen Tlantlaquacapatli fort, womit ich die Leser zu Anfang dieses Werkes zu unterhalten gesucht habe.

Ich nenne ihn einen Philosophen, ungeachtet er (wie ich theuer versichern kann) weder ein Platonist, noch Peripatetiker, noch Stoiker, noch Aver-

roist,

roist, noch Chaldäer, noch Manichäer, weder ein Thomist, noch Scotist, noch Occamist, noch Ramist, weder ein Cartesianer, noch Poiretianer, noch Leibnizianer, noch Newtonianer, noch Wolfianer, noch Crusianer, — sondern in der That nichts als Tlantlaquacapatli, des Mixquitlipicotsohoitls Sohn, und Rath des Kaysers Motezuma des ersten, war; wiewohl die Geschichte versichert, daß sich dieser Prinz seines Raths in seinem ganzen Leben nur ein einzigesmal bedient habe. Bey welcher Veranlassung dieses geschehen sey, muß ich (um nicht wider Willen in eine abermalige Digression zu gerathen) auf die erste Gelegenheit versparen, wo ich von der Kunst handeln werde, großen Uebeln durch kleine Hausmittelchen zu begegnen.

Ich sage also, — ich nenne ihn einen Philosophen, gerade darum, weil er weder ein iker, noch ist, noch äer, noch aner, sondern er selbst war; ein Mann, der weder durch Brillen, noch irgend eine andre Art von Gläsern, sondern aus seinen eigenen Augen sah, weder über alles lachte, noch über alles weinte, von Spleen und Hypochonder

chonder frey, und in Absicht der Damen weder ein Devirgineur noch ein Combab war, und daher in der Liebe immer das Mittel zwischen der Platonischen und Büffonischen hielt; überhaupt die Menschen liebte ohne sie hochzuachten; viel beobachtete, und selten decidierte; und überdies die wenig gewöhnliche Gabe hatte, gleich gut in der Nähe und in die Ferne zu sehen.

Wenn die Züge nicht hinlänglich sind, mich zu entschuldigen, daß ich ihn einen Philosophen nennte, so bitte ich die aner, iker, äer und isten demüthig um Vergebung, und verspreche ihnen, daß ich auf einen andern Namen für die Leute seines gleichen, die so wenig mit ihnen ähnlich haben, denken will.

2.

Koxkox und Kikequetzal, die Stammältern der Mexicaner, waren nun ein Paar, oder richtiger zu reden, machten nun ein Ganzes aus, welches aus zwoen Hälften bestund, die von dem Augenblick an, da sie sich gefunden hatten, sich so wohl bey einander befunden, daß nichts als eine

eine überlegene Gewalt fähig gewesen wäre, sie wieder von einander zu reissen.

Sie hatten einander nie zuvor gesehen; —

Koxkox wußte so wenig was ein Mädchen, als Rikequetzal was ein Knabe war; —

Sie stammten aus zwoen verschiedenen Völkerschaften ab, welche keine Gemeinschaft mit einander gehabt hatten: Sogar ihre Sprache war so verschieden, daß sie einander kein Wort verstehen konnten; —

Es ist also offenbar, daß sie nichts dazu beytragen konnten, einander so liebzuhaben. Die Natur hatte alles gethan.

Die Art, wie sie einander ihre Empfindungen ausdrückten, war beyden so angenehm, daß sie nicht aufhören konnten, bis sie — mußten. Auch dies war Natur, sagt Tlantlaquacapatli.

Ein süsser Schlaf überraschte den ehrlichen Koxkox in den Armen der zärtlichen Rikequetzal. Sie schliefen bis der Morgengesang der Vögel sie weckte. Und da giengen die Liebkosungen von neuem

an, bis sie es müde wurden. Pure Natur, ruft Tlantlaquacapatli aus!

Nun sahen sie einander mit so vergnügten Augen an, waren einander so herzlich gewogen, drückten jedes sein Gesicht mit so vieler Empfindung wechselsweise an des andern Brust, daß sogar ein Teufel, der ihnen zugesehen hätte, sich nicht hätte erwehren können, Vergnügen darüber zu haben, — sagt Tlantlaquacapatli.

Sie fiengen beyde an zu hungern. Aber Koxkox war noch immer nicht recht bey sich selbst; er tanzte um das Mädchen herum, sang, und jauchzte, machte Burzelbäume, und that zwanzig andere Dinge vor Freude, die nicht klüger waren, als was Don Quixote, auf dem schwarzen Gebürge, aus Traurigkeit that.

Das Mädchen fühlte kaum, daß sie hungerte, als sie dachte, es werde dem guten Koxkox noch so seyn. Sie hüpfte davon, suchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, steckte die Blumen in des Jünglings lockigtes Haar, suchte die schönsten Früchte aus, und reichte sie ihm mit einem

so lieblichen Lächeln und mit so reizendem Anstand hin, — wie Hebe ihrem Herkules die Schale voll Nectar reicht, — würde mein Philosoph gesagt haben, wenn er ein Poet und ein Grieche gewesen wäre. Allein da er ein Mexicaner und kein Poet war, sagte er die Sache ohne Bild, geradezu; aber mit einer Stärke und Proprietät des Ausdrucks, die ich nicht in unsre Sprache überzutragen vermag; — wiewohl ich gestehe, daß die Schuld eben so leicht an mir als an unsrer Sprache seyn kann.

Meine schöne Leserinnen werden empfunden haben, was für ein Compliment ihnen Tlantlaquacapatli durch den angeführten Umstand macht. — Doch, ich denke nicht, daß es ein Compliment seyn sollte; es ist würklich blose Wahrheit, und einer von den Zügen, welche beweisen, wie gut er die Natur gekannt hat.

Koxkox besann sich nun, daß er eine Grotte hatte, um welche ein kleiner Wald von fruchtbaren Bäumen und Gewächsen einen halben Mond zog. Er führte seine Geliebte dahin. Wie reizend däucht' ihm itzt dieser Ort, da er ihn an ihrem

Arm betrat! Er fühlte sich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäufte er sie mit neuen Liebesbezeugungen; und so schlüpfte den Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbey.

Diese Blühte von Glückseligkeit dauerte — so lange sie konnte, sagt unser Autor. Es war, nachdem sie etliche Wochen beysammen gewesen waren, unmöglich, daß ihnen noch eben so hätte zumuthe seyn sollen, wie damals, da sie sich zum erstenmal sahen.

Die Freude des Jünglings wurde gelaßner; er konnte sich wieder mit etwas anderm als seinem Mädchen beschäfftigen; er schwatzte sogar wieder mit seinem Papagayen: ja, unser Autor sagt, daß es Tage gegeben habe, wo er vonnöthen gehabt, durch die sanften Liebkosungen seiner jungen Freundinn aus dieser Indolenz erweckt zu werden, in welche unsre Seele zu fallen pflegt, wenn wir nicht wissen, was wir mit uns selbst machen sollen.

Alles dies ist in der Natur, sagt Tlantlaquacapatli. Sie liebten sich darum nicht weniger

herzlich, weil diese Trunkenheit der ersten Liebe und des ersten Genusses aufgehört hatte. Ihre Liebe zog sich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das blose Vergnügen bey einander zu seyn, sich anzusehen, oder Hand in Hand durch Hayne und Gefilde zu irren, war ihnen für ganze Tage genug. Unvermerkt konnten sie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn sie sich wiederfanden, hielt sie schadloß: sie hatten etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da sie sich zum erstenmal fanden; ihre Umarmungen waren desto fertiger, je länger die Abwesenheit gedauert hatte. — Aber daß sie sich aus diesen Erfahrungen die allgemeinen Regeln hätten abstrahiren sollen, welche St. Evremond und Ninon den Liebenden geben: das war ihre Sache noch nicht. Die Natur, der Instinct, das Herz that alles bey ihnen; die Vernunft beynahe nichts.

Aus dieser Sympathie ihrer Sinnen und Herzen, aus der unvergeßlichen Erinnerung, wie glücklich sie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen, welches sie noch immer eines im andern fanden, aus der Gewohnheit mit einander zu leben,

und

und sich wechselsweise Hülfe zu leisten, — formierte sich, (sagt unser Philosoph) die Identification, welche macht, daß wir den geliebten Gegenstand, als einen wesentlichen Theil von uns selbst, eben so herzlich, aber auch eben so ruhig, und mechanisch lieben, als uns selbst, und „daß es uns eben so unmöglich wird, uns ohne diesen geliebten Gegenstand, als ohne uns selbst, zu denken." Ein Zustand, der in gewissem Sinn der höchste Grad der Liebe ist, aber natürlicher Weise, auch eine gewisse Unvollkommenheit mit sich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich mißkannt wird; — nehmlich, daß es in diesem Zustande eben so leicht wird über einem neuen Gegenstande den alten zu vergessen, als wir bey jedem lebhaftern Eindruck äusserlicher Objecte uns selbst zu vergessen pflegen, — so lieb wir uns auch haben.

4.

Wir übergehen verschiedene kleine Particularitäten, aus dem einsamen Leben dieses ersten mexicanischen Paars, über welche sich Tlantlaquacapatli nach seiner Gewohnheit weitläuftig

ausbreitet, — weil er für Mexicaner schrieb, — um uns bey einem Umstande zu verweilen, der uns weniger unerheblich scheint.

Unser Philosoph hat, wie alle Leute, die mit ihrem eigenen Kopfe denken, zuweilen sonderbare und etwas seltsame Meynungen. Uns däucht, es ist eine davon, wenn er die Frage aufwirft: Ob es für die Menschen nicht besser gewesen wäre, ohne eine künstliche, aus articulierten Tönen zusammengesetzte Sprache zu bleiben? Es ist wahr, er behauptet den bejahenden Satz nicht schlechterdings; jedoch scheint er sich ziemlich stark auf diese Seite zu neigen, indem er aller seiner Wohlredenheit aufbeut, um uns die Glückseligkeit anzupreisen, worinn die Stammältern seiner Nation etliche Jahre mit einander gelebt hätten, ohne sich einer andern Sprache als der allgemeinen Sprache der Natur, gegen einander zu bedienen.

Anfangs scheint mir das Factum selbst, worauf er sich beziehet, verdächtig zu seyn. Allein bey mehrerem Nachdenken glaubte ich nicht nur die Möglichkeit davon, sondern auch die Wahrscheinlichkeit ganz deutlich einzusehen.

Sie

Sie hatten, däuchte mir, keine künstliche und conventionelle Sprache vonnöthen, weder um einander ihre Begriffe, noch ihre Empfindungen mitzutheilen.

Ich raisonnierte — oder deraisonnierte — entscheidet selbst, meine Leser — folgender Gestalt;

Wenn wir von unsern ausgebildeten Sprachen alles dasjenige abzögen, was Dinge oder Begriffe bezeichnet, wovon sich Koxkox und Kikequetzal und jedes andere Paar, das sich jemals in ihren Umständen befunden hat, nichts träumen lassen konnten, alle Wörter und Redensarten, welche sich auf unsre häusliche und bürgerliche Einrichtung, auf unsere Gesetze, Policey, Gebräuche und Sitten, auf unsre Künste und Wissenschaften, und auf unzähliche Bedürfnisse, welche der rohen Natur fremde sind, beziehen: So würde der Ueberrest eine so arme Sprache ausmachen, als irgend ein wildes Völkchen in der wildesten Insel des Südmeers haben kann.

Aber auch diese arme Sprache wäre noch mehr, als die ersten Mexicaner schlechterdings vonnöthen hatten. Sie würde schwerlich andre Wörter ha-

ben, als für Gegenstände, welche man einander eben so gut zeigen, und für Empfindungen, welche man in der Sprache der Natur eben so gut oder noch besser ausdrücken kann.

Eine künstlichere Sprache würde ihnen gerade so viel genützt haben, als gemünztes Geld. Was sollten sie mit Zeichen anfangen, eh sie Ideen hatten, und wie sollten sie Ideen von Dingen haben, deren Beziehung auf ihre Erhaltung und Glückseligkeit ihnen noch unbekannt war. Mit so wenigen Bedürfnissen als sie hatten, und in einer Lage, wo die Natur alles für sie that, konnten sie sich gänzlich den angenehmen Rührungen ihrer Sinnen, dem süssen Gefühl ihres Daseyns, und den Ergiessungen ihres Herzens überlassen, ohne daß ihnen einfiel, ihre Empfindungen zu zergliedern, den Ursachen derselben nachzuforschen, oder sie mit Namen belegen zu wollen. Ihre Tage flossen ungezählt und ungemessen in dieser seligen Indolenz dahin, welche der menschlichen Natur so angenehm ist, daß ihr würklicher Genuß das höchste Gut der Wilden, und der letzte Zweck der unruhigen und mühvollen Bestrebungen des grösesten Theils aller

übri-

übrigen Menschen ist, welche, von einer betrüglichen Hoffnung im Lauf erhalten, immer diesem eingebildeten Gute nachjagen, ohne daß die wenigsten von ihnen es jemals erreichen können.

5.

Die Philosophen, welche der menschlichen Seele einen immer regen Trieb und angebohrnen unersättlichen Hunger nach Ideen zuschreiben, haben die Natur vielleicht nicht genug in ihr selbst, oder doch nicht ohne vorgefaßte Meynungen studiert. Wenn es so wäre, wie sie sagen, warum fänden wir so wenig Begierde ihre Kenntniß zu vermehren oder aufzuklären, bey den unzähligen Völkern, welche noch unter dem Namen der Wilden und Barbaren den grösesten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieser heftige Wissenstrieb selbst unter gesitteten Nationen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders, als durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände erregt und unterhalten wird? Mir däucht, diejenigen, die sich, dieses angeblichen Grundtriebes wegen, auf Wahrnehmungen an Kindern berufen, vermengen eine Activität, deren Grund lediglich in der Organisation des Körpers

liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele seyn soll, und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken, mit dem Verlangen nach Ideen, welches zwey sehr verschiedene Dinge zu seyn scheinen. Besondere seltene Instanzen, die hievon eine Ausnahme machen, oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählige einstimmige Wahrnehmungen gründet. Die Menschen genosen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, eh es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zergliedern, und zu untersuchen, was die Vegetation sey; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen mußten vorhergehen, bis es auch dem speculativsten Kopfe unter ihnen einfallen konnte? Selbst nachdem unter scharfsinnigern Völkern die Philosophie auf dergleichen Gegenstände ausgedehnt wurde, wie lange behalf man sich nicht mit willkührlichen Begriffen und kindischen Hypothesen? weil es bequemer war, schimärische Welten in seinem Cabinette nach selbsterfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Betrachtungen anzustellen, um zu erfahren nach welchen Gesetzen die würkliche Welt

ge-

gebaut sey. — Das System der Menschheit hat die seinigen, wie jedes andere Particular-System in der Natur. Eines davon scheint zu seyn, daß nichts als Bedürfniß oder Leidenschaft den Menschen zwingen kann, aus diesem müßigen Zustande herauszugehen, worinn er, ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst, seine Sinne den äussern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen von einer Phantasie zur andern ohne Ordnung und Absicht herumzuirren, oder beydes — dem Schäferglück,

An Chloens Brust von Nichtsthun auszuruhn,

überlassen kann; — es wäre denn, daß durch einen Concurs besonderer Umstände, (wobey jedoch Bedürfniß oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit, unsern Geist auf eine regel- und zweckmäsige Art zu beschäfftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Zufall, der sich ausser der bürgerlichen Gesellschaft nicht wohl denken läßt. Denn nur in dieser, wo die Erwerbung nützlicher oder interessanter Kenntnisse und Geschicklichkeiten ein Verdienst ist, welches, ordentlicher Weise, zu Glück oder Ansehen

oder beydem führt, wecken die Leidenschaften den schlummernden Wissenstrieb; — und wie sollten in einem Stande, wo die Natur selbst den wenigen Bedürfnissen noch unentwickelter Menschen zuvorkommt, diese Bedürfnisse ihn erwecken?

Von dieser Seite war also, wie mir däuchte, kein Grund, warum unsre ersten Mexicaner eine Sprache vonnöthen gehabt haben sollten.

6.

Aber vielleicht hatten sie derselben zum Ausdruck ihrer Empfindungen vonnöthen?

Ich denke, nein; es wäre denn, daß wir uns den ehrlichen Koxkox wie einen romantischen Seladon zu den Füssen seiner Asträa liegend vorstellen wollten, wie er ihr in einer süssen nonsensicalischen Sprache quintessenziirte Empfindungen vorschwatzt, bey denen er wahrscheinlicher Weise nicht mehr denkt, als sie davon versteht; welches, wofern die Natur sich nicht auf eine oder andere Art ins Spiel einmischte, ungefehr der albernste Zeitvertreib wäre, den man sich im Stande der Natur, oder in irgend einem Stande von der Welt, nur immer einbilden könnte.

Die

Die Empfindungen bey unserm ersten mexicanischen Paare mußten etwas ganz anders seyn, eine ganz andere Wahrheit und Stärke haben, als diejenige, womit man zu unsern Zeiten, in einem Stande der sich so weit vom Natürlichen entfernt hat, so viel Geräusche zu machen pflegt. Solche Empfindungen, wie sie hatten, auszudrücken, ist nur die Sprache der Natur fähig: diese allgemeine Sprache, die, von keinem Grammatiker gelehrt, aber von allen Menschen verstanden wird, und, in Sachen, wo es allein auf die Mittheilung unsrer Empfindungen und Begierden ankommt, weniger der Mißdeutung unterworfen ist, als die vollkommenste Wörtersprache von der Welt.

Diejenigen, welche diese allgemeine Sprache, diesen beynahe unmittelbaren Ausdruck der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Gesichtszügen und Gebehrden, entweder in der Natur selbst, oder in den Wundern der Pantomimik studiert haben, wissen, in welcher bewundernswürdiger Vollkommenheit das Angesicht und überhaupt der ganze Körper des Menschen zu dieser Absicht organisiert ist. Wieviel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, ein

ein air de tête sagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und Geschmeidigkeit werden dadurch auch die subtilsten Züge der Empfindungen, ihre verlohrensten Nüancen, ihre leisesten Uebergänge und geheimste Verwandtschaften sichtbar! Durch sie, und durch sie allein, können Seelen sich, wie unmittelbar, mit Seelen besprechen, einander berühren, durchdringen, begeistern, und mit stürmischer Gewalt dahinreissen. Durch sie bringt der Redner oft in einem Augenblicke Würkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredsamkeit mit den ausgesuchtesten Worten nicht zuwege gebracht hätte; und mit ihrem Beystande hat der theatralische Dichter (wie Diderot durch Gründe und Beyspiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Sylben vonnöthen, um bey den Zuschauern die gewaltigsten Erschütterungen hervorzubringen. Kurz, diese Sprache der Natur ist die wahre Sprache des Herzens; und diesemnach sehe ich nicht, warum unsre jungen Mexikaner, im Anfang ihrer Bekanntschaft wenigstens, eine andere nöthig gehabt haben sollten, um einander Empfindungen mitzutheilen, an welchen Kunst und Raffinement so wenig Antheil hatten.

Mit

Mit einem ganzen Volke hat es freylich eine andere Bewandniß. Denn, ungeachtet aller Ungemächlichkeiten, Zweydeutigkeiten, Mißverständnisse, Irrthümer, Wortkriege, u. s. w. welche mit einer aus willkührlichen Zeichen bestehenden Sprache unvermeidlich verbunden sind, und es desto mehr sind, je reicher, biegsamer und verfeinerter sie ist, — scheint doch nichts gewisser zu seyn, als daß ein ganzes Volk von solchen natürlichen Pantomimen alle diese Ungelegenheiten in einem viel höhern Grade erfahren, und gar bald gezwungen seyn würde, auf ein bequemeres Mittel einer gegenseitigen Gemeinschaft zu verfallen. Auch bey der einfältigsten Lebensart lassen sich hundert Fälle denken, wo es nicht darauf ankömmt mit dem Herzen des andern zu reden, sondern mit seinem Kopfe, und wo dasjenige, was man ihm zu sagen hat, durch Gebehrden entweder gar nicht oder nur auf eine zweydeutige und mühsame Art zu verstehen gegeben werden kann.

Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daß Koxkox selbst, nachdem die Trunkenheit der ersten Liebe vorbey war, sich die Mühe gegeben haben werde, seine Freundinn in seiner Muttersprache zu unter-

unterrichten; und daß diese Sprache, durch die vereinigten Bemühungen des Jünglings, des Mädchens und des Papagayen, nach und nach immer reicher und vollkommner geworden sey.

Die grose Schwierigkeit bey Erfindung einer Sprache, wie bey allen Künsten, war nicht sie zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen, sondern den ersten Grund zu legen. Eben so war der grose Punct bey Erfindung der Mahlerey einen Menschen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreiffen, und den Conturn eines menschlichen Schattens an eine Wand hinzureissen. Aber die Natur sorgte gemeiniglich selbst für diese ersten Einfälle, welche den Künsten den Ursprung gaben. Der erste Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des schönen Geschlechts versichert, eine Liebhaberinn.

Ich zweifle daher gar nicht, daß Koxkox und Kikequetzal, wenn sie nicht bereits eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären, sich selbst eine erfunden hätten. Das natürliche Verhältniß zwischen gewissen Tönen und gewissen Empfindungen oder Gemüthsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben; und dieses hätte sie

eben

eben so natürlich auf den Gedanken gebracht, daß Töne geschickt seyen Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten sie bemerkt, daß sie fähig seyen, eine Menge manchfaltiger Töne hervorzubringen. Sie hätten sich angewöhnt, die geläufigsten dieser Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit sie am meisten zu thun hatten, zu gebrauchen. Dieser erste Fund einer conventionellen Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichsten Zeichen ihrer Bedürfnisse, Handlungen und Leidenschaften vermehrt worden seyn. Die natürlichen Gegenstände des Gehörs, das Murmeln eines Bachs, das Säuseln oder Brausen des Windes, das Gebrüll des Löwen, der rollende Donner würde durch Worte ausgedrückt worden seyn, welche den Schall, den sie bezeichnen sollten, nachgeahmt hätten. Aehnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden seyn, ähnliche Beschaffenheiten an den Gegenständen andrer Sinnen zu benennen. So wären sie nach und nach, ohne es selbst zu wissen, die Erfinder einer Sprache geworden, — und so ist es vermuthlich mit dem Ursprung einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeister gehabt haben, als die Natur.

7.

Die Liebe (sagt der weise Tlantlaquacapatli) ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen unsern Trieben, so wie sie der süsseste ist; — er redet von der Liebe in der weitläuffigsten Bedeutung dieses Wortes. Sie ist die wahre Seele des Menschen, welche alle seine Empfindungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetische Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt, würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben, als zu essen, zu schlafen, und sein Geschlecht zu vermehren, wie jedes andre Thier; er würde der König der Affen seyn, — aber auch dieser Vorzug würde ihm von den stärkern und muthigern Pongos streitig gemacht werden.

Nicht bloß die Noth, auch die Liebe ist die Mutter der Künste. Der Mensch, der die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Höhle und eine Gesellinn hat, wird darauf bedacht seyn, wie er diese Güter auf die bequemste und angenehmste Weise geniessen möge. Die Natur selbst fodert ihn gleichsam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Mexico ist eines von den Ländern, über welche

die

die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen, und seinen Bewohnern wenig mehr übrig gelassen zu haben scheint, als ihre Gaben zu geniessen. Die Witterung ist so gemäßigt, daß Kleider in diesem Lande nicht unter die unentbehrlichen Dinge gehören. Eine unzähliche Manchfaltigkeit von angenehmen nnd nahrhaften Früchten, welche zu allen Jahrszeiten freywillig hervorkommen, ersparte, oder erleichterte wenigstens, den ersten Einwohnern die Sorge für ihre Erhaltung so sehr, daß selbst in den folgenden Zeiten, da sich ihre Nachkommen unendlich vermehrt hatten, nur die leichteste Anbauung nöthig war, um eine gedoppelte, öfters dreyfache Erndte zu erhalten.

Bey allen diesen besondern Vortheilen wiesen doch zufällige Umstände und Bedürfnisse, oder wenigstens die Begierde gemächlicher und angenehmer zu leben, den ersten Bewohnern ihre Geschäfte an. Sie bauten sich Hütten; sie pflanzten Obst- und Blumengärten; ein Zufall entdeckte ihnen den Gebrauch der Baumwolle, und die Kunst sie zu spinnen, und zu Decken und Gewändern zn verarbeiten. Tlantlaquacapatli schreibt die erste Erfindung dies,r und aller andern Künste der Mexicaner dem sinnreichen Koxkox und der zärtlichen Kikequetzal

zu. Wenn wir ihm glauben, so erfand jener auch die Flöte, und diese die Kunst aus den bunten Federn des Colibri und des Sensütl Kleidungsstücke und andre feine Arbeiten zu verfertigen; eine Kunst, welche von ihren Nachkommen auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit getrieben wurde, daß Acosta und andere Geschichtschreiber uns Wunderdinge davon erzählen. Die Begierde, ihre natürlichen Reizungen durch einen künstlichen Putz zu erheben, ist, nach der Meynung unsers Philosophen, bey den Schönen ein Instinct, dessen Würkung sich auch bey den wildesten Völkerschaften äussert. Blumen, schöne Federn, schimmernde Steine scheinen ihnen zu keinem andern Endzweck da zu seyn. Eine Schöne, sagt er, putzt sich unstreitig desto lieber und desto sorgfältiger, wenn sie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn sie keine andere Gesellschaft hätte, als ihr eigenes Bild in einem klaren Brunnen, würde sie sich für ihre eignen Augen putzen.

Auch vom Gesang und vom Tanze war die schöne Kikequetzal die Erfinderinn. Jenen lernte sie dem Vogel Sensütl ab, dem die Mexicaner seines lebhaften und tonreichen Gesangs wegen einen Namen gegeben haben, der fünfhundert Stimmen be-

bedeutet: diesen wurde sie, wenn Koxkox an einem schönen Abend die Lieder dieses musikalischen Vogels auf seiner Flöte nachahmte, oder ihrer eignen begleitete, von der Natur selbst gelehrt.

Welch ein glückliches Paar, ruft Tlantlaquacapatli aus! bey einem Leben, welches ein Gewebe von Unschuld, Liebe und Vergnügen war; — wie glücklich, wenn ich mir sie unter dem süßduftenden Schatten selbstgepflanzter Lauben, von ihren leichten Geschäfften ausruhend denke — ihn sein braunes Gesicht an ihren Busen gelehnt, beyde mit älterlicher Wollust den fröhlichen Spielen ihrer Kinder zusehend, die in den anmuthigsten Gruppen ein manchfaltiges Bild der schönen Natur und der süssesten Unschuld darstellen! — Ich gesteh es, setzt er hinzu, daß ich die Gemählde, die mir meine Phantasie von diesen glücklichen Menschen macht, bis zur Schwachheit liebe; und wenn ich mich diesem reizenden Traum eine Weile überlassen habe, und dann meine Augen aufhebe, und die Urbilder dazu unter den Menschen um mich her suche, und — nicht finde; so kann ich mich nicht erwehren, in meinem ersten Unmuth, auf unsere Verfassung, Gesetze und Policey, und, wenn ich der Sache länger nachgedacht habe, auf die Natur selbst ungehalten zu werden,

welche uns so gemacht hat, daß ein so beneidenswürdiger Zustand nur einer einzelnen kleinen Familie möglich war.

8.

Auf die Natur selbst ungehalten zu werden? Da möchte Tlantlaquacapatli wohl eben so wenig Recht haben, als Plinius, den es verdroß, daß wir keinen Pelz oder nicht wenigstens ein hübsches warmes Schwanenfell mit auf die Welt bringen.

Und warum sollte Unschuld der Sitten, Friede, Eintracht, Genügsamkeit, und alles was das wahre Glück des Lebens ausmacht, nicht das Antheil eines ganzen Volks seyn können? —

Ich rede nicht von Utopia, oder einer neuen Atlantis, oder dem Lande der Severamben, oder demjenigen, wornach uns der Dichter der Basiliade gelüstig machen möchte. Es giebt würklich ein Volk in der Welt, welches schon Jahrhunderte in einem so glücklichen Zustande lebt, und, wenn sich kein mißgünstiger Dämon in seine Sachen mischt, noch Jahrhunderte eben so glücklich bleiben kann; — ein beneidenswürdiges und unbeneidetes Volk, welches die holden Träume der Dichter von goldnen Zeiten und unschuldigen Arcadiern realisiert, — nnd von dem wir unsern Lesern künftig mehr zu sagen gedenken. Aber,

Aber, ein einzelnes Beyspiel vermag nichts über unsern Philosophen, — zumal wenn er einen Anstoß von Spleen hat. Ich kann mir freylich einen Zusammenhang von günstigen Umständen denken, sagt er, unter welchen Koxkox und Kikequetzal mit ihren Nachkommen, vielleicht bis in die zehnte Generation, unschuldig und glücklich hätten bleiben können; und wer wird mir läugnen, daß ein solcher Zusammenhang, unter einer Million andrer Combinationen, in einer Million von Jahren, einmal würklich werden kann? — Aber was hilft uns das (fährt er fort) so lang es nur einen einzigen Umstand braucht, um eine Unschuld zu zerstören, die ihre ganze Stärke von Unwissenheit und Gewohnheit erhält?

Koxkox und Kikequetzal waren ein Paar sehr unschuldige gute Leute, so lange sie allein waren. Sie liebten einander; wie hätten sie anders können? Sie thaten einander gutes — weil sie sich liebten; und was hätten sie davon gehabt, einander zu plagen? Ich wollte nicht dafür stehen, daß es nicht zuweilen kleine Zwistigkeiten unter ihnen gegeben hätte: aber diese machten nur den Schatten im Gemählde ihrer Glückseligkeit; und das Vergnügen der Aussöhnung war desto lebhafter. — Sie liebten ihre Kinder,

der, — denn da konnte noch keine unbillige Theilung der älterlichen Zuneigung, keine ehrgeitzige oder eigennützige Begünstigung des einen auf Unkosten der übrigen, keine Eifersucht einer eiteln Mutter über die wachsenden Reizungen einer Tochter, in denen sie erblickt, was sie nicht mehr ist, statt finden. — Sie liebten ihre Kinder, und diese Kinder waren unschuldig, so lange sie — Kinder waren. — Aber was half sie alles das? Ein einziger Umstand — wir wollen die Sache, so weit es möglich seyn wird, mit Tlantlaquacapatli's eignen Worten erzählen.

9.

Neun oder zehen Jahre ungefehr hatte die Glückseligkeit der ersten Aeltern in Mexico gedauert, als Kikequetzal einsmals, mit ihrem kleinsten Kinde an der Brust, sich etwas weiter, als gewöhnlich, von ihrer Wohnung entfernte. Es war in der wärmsten Jahrszeit. Ermüdet warf sie sich an den Rand eines kleinen Baches, legte das schlafende Kind auf Moos und weiche Blätter, und gieng hin, Früchte von nahestehenden Acaciastauden zu pflücken.

Indem sie an nichts weniger dachte, kam ein Mann aus dem Gebüsche hervor. — Ihr erster Gedanke

danke war, daß Roxkox sie habe überraschen wollen. Sie lief ihm mit offnen Armen entgegen — aber da sie ihm beynahe in die seinigen gelauffen wäre, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß es nicht Roxkox war.

Ein spitzfündiger Leser wird es vielleicht unwahrscheinlich finden, daß Rikequetzal, welche so gute Augen hatte, zu sehen, daß es ein Mann war, nicht zugleich gesehen haben sollte, daß es nicht Roxkox war. Wir antworten ihm aber,

1.) daß wir uns auf die größten Optiker unsrer Zeit berufen, ob eine Unmöglichkeit in dem Falle, wie wir ihn erzählt haben, zu erweisen sey; und

2.) hatte sich die gute Frau keine Zeit genommen ihn genau zu betrachten; sie erblickte von fern eine menschliche Gestalt; daß es ihr Mann sey, sagte ihr in dem nehmlichen Augenblicke ihr Herz, und so lief sie auf ihn zu, ohne eine andere Gewißheit davon zu haben; welches ihr desto billiger zu vergeben ist, da sie

3.) keinen Gedanken hatte, daß ausser ihr und Roxkoxen noch eine andere menschliche Creatur der Ueberschwemmung entronnen sey.

In diesem Puncte hatte sie sich geirrt, wie wir sehen. Denn dieser Mann war einer von den wenigen

nigen Entronnenen, und, was noch seltsamer war, von ihrer eigenen Nation, — wie sich in der Folge zeigen wird. Dem Ansehen nach, mocht' er wenig unter vierzig Jahren seyn. Es war ein starker mächtiger Mann, welcher die Miene hatte, sich vor keinem von den zwölf oder dreyzehn Abentheuern des Herkules zu fürchten; und, wie Herkules, war er nur mit einer Löwenhaut bekleidet. Es war in allen Betrachtungen ein fürchterlicher, wiewohl eben kein häßlicher Mann.

Wenige Leute in der Welt, — einsame Colapoinen ausgenommen, welchen, nach einer zwanzigjährigen pünctlichen Beobachtung ihrer Geliebte, im vierzigsten Jahr ihres Alters ein solcher Zufall in einer Einöde begegnete, — können sich, auf dem gehörigen Grade von Wahrheit, einbilden, was für eine heftige Revolution, bey Erblickung der schönen Rikequetzal, in dem ganzen animalischen System dieses Mannes vorgieng. Der Hunger, mit welchem ein gesunder Mensch, der drey Tage lang wider seinen Willen gefastet hätte, auf einen wohl oder übel zugerichteten Rindsbraten zufiele, ist — ein unedles Bild, wir gestehen es; es ist auch nichts weniger als neu: aber es ist doch das einzige, welches einigermasen die Natur und die Heftigkeit der

Begierde ausdrückt, mit welcher er seine nervigten Arme ausstreckte, um die freywillig anlaufende Beute zu erhaschen.

Aber, wie gesagt, sie entdeckte noch zu rechter Zeit, daß es nicht Koxkox war.

Ungeachtet der Mann nicht häßlich war, und, nach mexicanischer Landesart, nicht mehr Bart hatte als Koxkox, das ist, wenig mehr als nichts, so hatte er doch in diesem Moment etwas so gräßliches in seiner Miene, so funkelnde Augen, einen so starken Ausdruck von heishungrigem Verlangen in seiner ganzen Person, — daß die gute Frau mit einem lauten Schrey zurückfuhr. So laut schrie sie, daß Koxkox es hätte hören müssen, wenn sie näher als eine Stunde weit von ihm entfernt gewesen wäre. Aber Koxkox lag ruhig in seiner Hütte, ihre Wiederkunft erwartend, mit seinen Kindern, und dachte an nichts.

Weil der Mann auf sie zugieng, und, ich weiß nicht was, sagte, worauf sie in der Angst nicht acht gab, so suchte sie ihre Rettung in der Flucht, Sie lief wie die virgilische Camilla,

Kaum wurden von ihren geflügelten Solen
Die Spitzen des Grases im Laufen berührt.

Sie würde um eine halbe Stunde früher als der

nach

nacheilende Mann in ihrer Hütte angekommen seyn, wenn sie so fortgelaufen wäre. Aber mitten in ihrem Lauf hielt sie inn, blieb etliche Augenblicke stehen, und lief hierauf eben so schnell wieder zurück, als sie davon geflogen war.

Der strengste Casuist wird ihren Beweggrund nicht mißbilligen können. Sie erinnerte sich auf einmal ihres Kindes, welches sie auf Moos und Baumblättern schlafend am Bache zurückgelassen hatte; und nun wich auf einmal der Furcht, ihr Kind zu verlieren, alle andre Furcht. Tlantlaquacapatli behauptet, daß dieses im Charakter einer Mutter, und eines so unschuldigen Geschöpfes sey, als Rikequetzal war.

Der Mann machte sich diesen Umstand zu Nutze. Er erhaschte sie in einem Gebüsche — sie sträubte sich mit der Stärke einer Person, deren ganzer Ernst es ist loszukommen; aber sie war keine Minerva; der Mann wurde Meister.

Dieser Mann hatte — die schöne Declamation des berühmten Herrn von Büffon gegen das sittliche in der Liebe nicht gelesen; *) aber er handelte so vollkommen nach dem Grundsatz dieses modernen

*) Allgem. Historie der Natur 2. Th. II. B. S. 37. u. f. nach der teutschen Uebersetz.

dernen Plinius, als man es von einem Wilden erwarten kann, der vierzehn Jahre lang die ganze Nord- und Westseite von Mexico durchirret hatte, um zu suchen, was ihn, nachdem er längst alle Hoffnung aufgegeben, ein glücklicher Zufall in diesem Gebüsche finden ließ.

Unser Autor meynt, — vermuthlich aus Partheylichkeit gegen seine Stammmutter, — daß es nicht in der Natur gewesen wäre, den Unwillen lange zu behalten, in welchem sie in den ersten Augenblicken ihrer Niederlage gegen den Mann entbrannt war. Es hatte ihn einen guten Theil seiner Haare gekostet; und Kikequetzal war doch sonst das sanftmüthigste und weichherzigste Geschöpfe von der Welt. Aber eine solche Bezeugung — wir halten uns versichert, daß ihr keine Dame in der Welt die Wuth übel nehmen wird, worinn sie bey einer solchen Begegnung gerieth — —

Aber daß sie sich besänftigen ließ — Wird auch wohl mehr als eine seyn, welche Stärke des Geistes und Billigkeit genug hat, sich, mit gänzlicher Abstraction von allem was sie ihrer Erziehung, den Gesetzen und Sitten ihres Vaterlandes, und vielleicht ihrer Religion zu danken hat, an die Stelle dieser armen wilden Mexicanerinn zu setzen, und wenigstens sich selbst zu gestehen — — ? Das

Das beste ist, die Damen — (welches Wort ich hier wie allezeit in einer sehr weiten Bedeutung genommen haben will) — überschlagen das folgende Capitel gänzlich. Sie würden mich durch diese Gefälligkeit sehr verbinden. Ein einziges Blatt umzuschlagen, ist doch keine Sache. — Ich weiß zwar wohl, daß man es, nach Hagedorns Meynung, einem Frauenzimmer nicht verbieten soll, wenn man will, daß sie nicht im Entenpful herumwatte. *) Aber niemand kann eine edlere Meynung von Ihrem liebenswürdigen Geschlechte haben als ich. Sollte ich hierinn von der einen oder andern meiner schönen Leserinnen zu schmeichelhaft denken, — sollten einige sich durch meine Warnung verleiten lassen, das folgende Capitel eben darum zu lesen, weil ich's Ihnen verboten habe, nun, so mögen Sie Sichs selbsten zuschreiben, wenn sie lesen, was ihnen nicht gefällt! Ich wasche meine Hände, — oder vielmehr, ich habe sie im 17ten Capitel des ersten Buches ein für allemal gewaschen.

10.

Der Mann war durch den Anblick der schönen Mexicanerinn, in den Umständen, worinn er,

*) Hagedorns Poetische Werke II. Theil. S. 306.

er, besagter masen, sich befand, in einen solchen Paroxysmus gesetzt worden, daß er in dieser ganzen Sache bisher bloß mechanisch und animalisch zu Werke gegangen war; worüber ihn der Herr von Büffon rechtfertigen mag, wenn es ihm beliebt. Tlantlaquacapatli zuckt die Achseln und fährt in seiner Erzählung also fort: —

Durch die ganze Natur pflegt auf einen heftigen Sturm eine Stille zu folgen.

Kikequetzal, — voll Unmuth und Galle, daß sie den Mann nicht so sehr hassen konnte, als sie gerne gewollt hätte, — bediente sich des ersten günstigen Augenblicks, sich loszureissen.

Der Mann fühlte vermuthlich in diesem Augenblicke, troz dem Büffonischen System, eine sittliche Regung, welche ihm sagte, daß er einer so liebenswürdigen Creatur nicht wie ein Mann, sondern wie ein Pavian begegnet habe. In dem Augenblick, da sie ihm entfliehen wollte, warf er sich zu ihren Füssen, umfaßte ihre Knie, und bat in einer Sprache, die ihr wohl bekannt war, so dringend und so demüthig um Vergebung, daß es — einen Stein hätte erbarmen mögen.

Sie war entschlossen, ihm nicht zu vergeben; aber

aber vor Erstaunen, ihre Muttersprache reden zu hören, blieb sie etliche Augenblicke stehen, und betrachtete den Mann zum erstenmal mit Aufmerksamkeit.

"So klein dieser Fehler scheint, sagt Tlantlaquacapatli, so war es doch — der einzige, den sie in dieser ganzen Sache machte. Die folgenden machten sich von selbst, ohne daß sie etwas dazu konnte. — Es war ein sehr großer Fehler, meine liebe Landsmänninnen!

Die Figur eines Herkules oder Gladiators ist nicht allen Schönen so gefährlich, als sie es der Gemahlinn des Kaisers Marcus Antonius war; *) — aber Faustina ist doch auch gewiß nicht die einzige von zehen, denen sie gefährlich ist; und — wenn eine solche Figur, nach einem solchen Auftritt, in keiner exactern Kleidung als eine Löwenhaut über den Rücken, und mit so ungestümmen Begierden, als die seinige waren, zu euern Füssen liegt, — so ist alles was der übertriebenste Schmeichler eures Geschlechts sagen kann, daß in diesem Falle unter fünfen wenigstens vier Faustinen seyn würden. —

Das

*) S. *de Servies* Histoire des femmes des Empereurs Tom. III. p. 122. seqq.

Das Beste, meine werthen Freundinnen, ist, daß es heutiges Tages, wenigstens in den politesten Theilen von Europa, keine Herkulesse, und noch weniger so ungestüme giebt; — und, wofern es auch unter der unedlern Classe von Menschen einen gäbe, daß es ganz unfehlbar eure eigene Schuld wäre, wenn er sich jemals in einer solchen Positur zu euern Füssen befände.

Aber der guten Mexicanerinn Schuld war es nicht, daß sie sich in diesem Falle befand. Die arme unschuldige Creatur! Sie machte die Augen wieder zu. Aber es war zu spat!

11.

Tlantlaquacapatli läßt sich sehr angelegen seyn, seine erste Mutter zu rechtfertigen. Seiner Meynung nach hatte ihr Betragen in dieser ganzen Begebenheit nichts, das nicht sehr natürlich wäre. Er führt eine lange Reihe von Gründen an, wodurch er diese seine Meynung zu unterstützen vermeynt. Er behauptet, die gute Dame Kikequetzal sey in diesem Falle, unvorbereitet und unbewaffnet, gerade auf der Seite attaquiert worden, wo die Natur ihr Geschlecht am wenigsten befestiget habe; und dieses leitet ihn auf eine, wie uns däucht, sehr gründliche Betrachtung über „die

„Unvollkommenheit des Standes der rohen „Natur, und über die Nothwendigkeit, das mo„ralische Gefühl zu deutlichen Begriffen und Grund„sätzen zu erheben, und den Schwachheiten und „Blösen der menschlichen Natur durch die Philo„sophie zu Hülfe zu kommen, deren höchstes Mei„sterstück eine weise Gesetzgebung ist." — Doch wir müssen unsre Erzählung fortsetzen.

Kikequetzal hatte gar keinen Begriff davon, daß Koxkox bey ihrer dermaligen Angelegenheit mit dem Manne im geringsten intereßiert seyn könne; und sie war weit davon entfernt, einige schlimme Folgen davon vorher zu sehen. Sobald es also der Mann dahin gebracht hatte, daß sie ihm den Schrecken vergeben konnte, den er ihr verursacht, so hatte er alles gewonnen. Sie vergab ihm nicht nur, sie endigte gar damit, ihn liebenswürdig zu finden.

Warum hatte sie Koxkoxen geliebt, als — weil er ein Mann war, und weil er ihrem Herzen, und Sinnen angenehme Empfindungen gemacht hatte? Hier war der nehmliche Fall. Der Mann bezeugte ihr so viel Liebe, daß sie sehr undankbar zu seyn geglaubt hätte, ihm die Empfindlichkeit zu verbergen, die sie dafür hatte. Ihr gutes

tes Herz machte sie ein jedes Wesen, welches ihr Vergnügen machte, für ihren Wohlthäter ansehen; und nach diesem Grundsatz hatte der Mann in der That ein ausserordentliches Recht an ihre Erkenntlichkeit.

Es ist leicht zu sehen, daß sie hierinn einen gedoppelten theoretischen Fehler begieng; — einmal darinn, daß sie dem sinnlichen Vergnügen einen allzuhohen Werth beylegte; und dann, daß sie auf Seiten des Mannes für Liebe hielt, was bloser Instinct war, und ihm für das Gute verbunden zu seyn glaubte, das er sich selbst that. Unser Autor entschuldigt seine Stammmutter mit einer Unwissenheit, welche in ihren Umständen ihre Schuld würklich sehr vermindert. Aber wenn unter den politesten Nationen, und bey allen Vortheilen der Erziehung und der Verfeinerung, unter zwanzig Personen ihres Geschlechts auch nur sieben wären, welche eben so falsche Schlüsse machten, — womit sollten wir sie entschuldigen können?

Der Mann und die Schöne machten einander nunmehr eine kurze Erzählung ihrer Geschichte und Umstände: und da diese eben so wenig Lust zu haben schien, jenen zurück zu lassen, als er Lust hatte sich von ihr zu entfernen, so wurde beschlossen, daß er sie in ihre Hütte begleiten sollte.

Sie langten also mit einander bey dem guten Koxkox an, welcher über den Anblick eines Dritten verwundert war, ohne den geringsten Verdruß darüber zu empfinden. Mit Vergnügen theilte er seinen Vorrath mit ihm; Kikequetzal versah das Amt eines Dollmetschers; und da der Fremde sehr viel Vergnügen darüber bezeugte, in einem Lande, wo er der einzige Mensch zu seyn geglaubt hatte, Geschöpfe seiner Gattung anzutreffen, so brachten sie etliche Tage ganz vergnügt mit einander zu. Der ehrliche Koxkox, der allen Wesen gut war, die ihm nichts Uebels thaten, hatte eine so grose Freude über seinen neuen Freund, daß er, ohne Ausnahme, bereit war, alles was er hatte mit ihm zu theilen; und die schöne Kikequetzal schien sich hierinn ohne Mühe nach seiner Denkungsart zu bequemen.

12.

Der mexicanische Philosoph behauptet, daß die Eifersucht, in der engern Bedeutung dieses Wortes, nur unter gewissen besondern Umständen eine natürliche Leidenschaft sey; nehmlich —

1. In einer Gesellschaft, wo das Eigenthum der Weiber entweder durch Gesetze oder Gewohnheit eingeführt ist; und ausser dem nur alsdann, wenn

2. Die

2. Die Gleichheit bey der Gemeinschaft aufgehoben wird, und entweder der Mitbesitzer sich besonderer Vorrechte anmaßt, oder die Dame dem einen einen Vorzug giebt, der mit einer Geringschätzung des andern verbunden ist, welche diesem allezeit unbillig scheinen muß.

Unglücklicher Weise glaubte der gutherzige Koxkox nach Verfluß einiger Tage deutliche Spuren gewahr zu werden, daß er sich über eine solche Unbilligkeit zu beklagen habe.

Geradezu von der Sache zu reden, die schöne Kikequetzal bewies eine Unbeständigkeit in ihrer Zuneigung, welche sich zwar, wie unser Autor sagt, lediglich auf ihre Standhaftigkeit in einer gewissen eigennützigen Neigung gründete, aber doch, bey allem dem, der Schönheit ihrer Seele wenig Ehre machte.

Tlantlaquacapatli selbst giebt alle Hoffnung auf, sie über diesen Punct zu rechtfertigen. — Es ist wahr, sagt er, Tlaquatzin (so hieß der Mann) hatte gewisse Vorzüge vor dem guten Koxkox; — aber, was für einen Werth haben Vorzüge, welche zu nennen man sich schämen müßte?

Ihre Liebe zu Koxkoxen hieng, so zu sagen, nur noch an zween schwachen Faden; an der Erinnerung des Vergangenen, und an dem Verhältniß,

welches er gegen ihre Kinder hatte; denn, daß er Vater dazu war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber die Unbeständige hatte wenig Mühe auch diese Faden abzureissen. War die Erinnerung des Vergangenen für Roxkoxen, so sprach die Empfindung des Gegenwärtigen für Tlaquatzin; — war jener der Vater der Kinder, die sie hatte; so unterließ dieser nichts, um es von denen zu werden, die sie künftig haben würde. Die Wage neigte sich also immer auf Tlaquazins Seite.

So viel Kaltsinn von einer Person, die die Wollust seines Herzens gewesen war, und die kleinen Proben, die er stündlich davon erhielt, übermochten endlich seine Geduld; und es kam zulezt zu einem gänzlichen Bruch. Die anscheinende Geringfügigkeit der Veranlassung, ist der stärkste Beweiß, wie geneigt man auf beyden Seiten zu einer Trennung war.

Rikequetzal pflegte allezeit einen Kopfputz von himmelblauen Federn zu tragen, weil dieses die Lieblingsfarbe Roxkoxens war. Allein Tlaquatzin war für die hochgelbe Farbe. Die Dame hatte also nichts eilfertigers zu thun, als sich einen Kopfputz von gelben Federn zu machen. Er war

in

in etlichen Stunden fertig, und der himmelblaue wurde in einen Winkel geworfen. Sie machte sich noch eine Schürze von gelben Federn, in welche kleine Blumen von allen Farben, nur keine himmelblaue, eingewebt waren. Koxkox ließ sich einfallen, diese Partheylichkeit für die gelbe Farbe und diese Unbilligkeit gegen die himmelblaue sehr übel zu finden. Es kam zu einem bittern Wortwechsel zwischen ihm und der schönen Kikequetzal. Tlaquatzin blieb kein müßiger Zuschauer dabey. Er rechtfertigte den Geschmack der Dame, aber in einem so beleidigenden Ton, daß Koxkox alle Mäßigung vergaß. Ein derber Schlag über die breiten Schultern des undankbaren Tlaquatzin kündigte den ersten Krieg an, der seit mehr als vierzehn Jahren den Frieden der schuldlosen Gefilde von Mexico störte. Koxkox blieb seinem furchtbaren Gegner keinen Streich schuldig; er wehrte sich wie eine Tiegerkatze. Endlich gelang es doch der Schönen, welche den unglücklichen Anlaß zu diesem Zweykampf gegeben hatte, die Streiter aus einander zu bringen. Es war hohe Zeit; denn Koxkox, der seine letzte Kräfte zusammengeraft hatte, würde es nicht mehr lange gegen seinen überlegenen Rivalen ausgehalten haben. Kikequetzal weinte bit-

bitterlich über diesen Zufall, und es schien sie zu schmerzen, daß sie unbillig und undankbar gegen einen Freund gewesen war, der das erste Recht an ihr Herz hatte. Aber nichts war vermögend den Eindruck auszulöschen, den der gelbe Kopfschmuck auf ihn machte; und als Tlaquatzin und die Dame des folgenden Morgens aufstunden, war kein Koxkox in der ganzen Gegend mehr zu finden.

13.

Er war vor Aufgang der Sonne von seinem zum erstenmal schlaflosen Lager aufgestanden, und gieng so weit ihn seine Füsse trugen, — um in andern Gegenden Menschen zu suchen, bey denen er die ungetreue Kikequetzal vergessen könnte. Ungern und traurig verließ er die Hütten, die er selbst aufgerichtet, die Gärten, die er mit eigner Hand gepflanzt, die Lauben von Jasmin und Acacia, die er über rieselnde Quellen hergewölbt hatte, — und die Kinder, zu denen er Vater war. Aber ein sehnliches Verlangen sich zu rächen erhitzte seine Lebensgeister; er hoffte Gehülfen zu finden, mit deren Beystand er den Mann, der ihm seine Frau und seine Pflanzstätte usurpierte, wieder vertreiben könnte.

Wir übergehen die besondern Umstände seiner langen Wanderungen, weil sie nicht zu unserm Vorhaben gehören. Genug, er fand endlich, zu seinem grosen Troste, in einer Höle, worinn er einsmals übernachten wollte, zwo Mädchen, von denen die älteste nicht über zwanzig zu seyn schien, welche ihm in seiner eigenen Sprache Antwort gaben, und nicht daran dachten, die Freude, zu welcher sie, nach der ersten Bestürzung, über seinen Anblick übergiengen, vor ihm zu verbergen. Die seinige verminderte sich ein wenig, als bald darauf eine Frau von ungefehr vierzig Jahren in die Höle trat, welche, man weiß nicht eigentlich, ob die Mutter oder die Tante den jungen Nymphen war. Sie war von der Classe der Penthesileen, groß, stark von Gliedern, mit einer Tigerhaut angethan, und trug eine Keule auf der Schulter, die ihr, von ferne, das Ansehen einer verkleideten Dejanira gab; — in den Augen eines Antiquars nehmlich; denn Koxkox bemerkte weiter nichts, als daß sie sich selber glich, und die Miene hatte, es in jeder Art von Zweykampf nicht wohlfeil zu geben.

Wie dem auch seyn mochte, ein Mann, und ein so feiner Mann, wie Koxkox zu seyn schien, war dieser kleinen weiblichen Gesellschaft unendlich will-

kommen; man bemühte sich um die Wette ihn durch die freundlichste Begegnung davon zu überzeugen, und Koxkox fand, wir wissen nicht wie, Mittel und Wege, die Tante und die Nichten über seine Dankbarkeit und die Annehmlichkeiten seiner Gesellschaft gleich vergnügt zu machen.

Nichts desto weniger hatte dieser glückliche Zustand nur wenige Wochen gedauert, als Koxkox anfieng, sich in seine vorige Heimat und zu seiner noch immer geliebten Kikequetzal zurückzusehnen; welche bey der Vergleichung, die er sich nicht enthalten konnte, zwischen ihr und diesen dreyen Waldnymphen anzustellen, von Tag zu Tag mehr gewann. Sein Herz schmeichelte ihm, daß sie sich vielleicht eben so sehr nach seiner Zurückkunft sehne, und er hoffte den mächtigen Claquatzin ohne grose Mühe zum Tausch einer einzigen Frau gegen ihrer drey zu bewegen, zumahl da die Tante im Nothfall für zwo gelten konnte. Er säumte sich also nicht, seinen Freundinnen zu eröffnen, daß noch mehr Personen von seinem und ihrem Geschlechte das Glück gehabt hätten, der grosen Fluth zu entgehen; daß er den Weg zu ihrer Wohnung wisse; daß diese Leute sehr willig seyn würden, sie in ihre Gesellschaft aufzunehmen; und daß sie dort viele

kleine

kleine Annehmlichkeiten des Lebens finden würden, deren sie bisher hätten ermangeln müssen. Man hatte nicht das mindeste gegen seinen Vorschlag einzuwenden, und schon des nächsten Tages, mit Anbruch der Morgenröthe, waren die drey Schönen reisefertig, um mit ihm in ein Land zu ziehen, wo es — mehr Männer gab.

14.

Die schöne und unbeständige Kikequetzal hatte inzwischen ihres Orts auch Zeit gehabt, sich den Vorzug mehr als einmal gereuen zu lassen, den sie dem breitschultrigten Tlaquatzin vor dem sanften Koxkox gegeben hatte. Seine rauhe Gemüthsart machte einen sehr starken Absatz mit der zärtlichen Begegnung, an welche sie von Koxkoxen gewöhnt worden war, und wie dieser durch seinen Fleiß, und seine Neigung zum Pflanzen, die Gegend um ihre Wohnung zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte, so war sie hingegen durch die Trägheit ihres neuen Mannes, der sich allein mit der Jagd beschäfftigte, unvermerkt wieder eine Wildniß geworden — Ihre Freude über Koxkoxens Wiederkunft würde also unbeschreiblich groß gewesen seyn, wenn sie nicht durch den Anblick seiner Begleiterinnen in etwas wäre gemäsiget worden.

In-

Indessen war doch auch in der Vorstellung, Personen von ihrem eigenen Geschlechte zum Umgang zu haben, etwas angenehmes, das ihr auf einer andern Seite die Ungemächlichkeiten der Theilung zu ersetzen schien. Auch der herkulische Tlaquatzin hatte eine gedoppelte Ursache, sich die Wiederkunft seines alten Freundes wohl gefallen zu lassen; denn erstlich, sah er ihn für einen Menschen an, der für ihn arbeiten würde; und zweytens, war es ihm ganz angenehm, ein kleines Serail zu seiner Disposition zu haben.

Er machte nicht die geringste Schwierigkeit, den Vortrag einzugehen, den ihm Koxkox anbot; denn er verließ sich darauf, daß er den Schlüssel zu Kikequetzals Herzen habe, so oft es ihm einfallen würde, Gebrauch davon zu machen. Er hielt sich selbst Wort. Aber Koxkox, welcher so einfältig nicht war, als er aussah, beruhigte sich damit, daß Kikequetzal wieder einen himmelblauen Kopfputz trug, und daß ihm die beyden Schwestern, und die Tante selbst, so viele Gelegenheit zur Rache gaben, als er nur wollte.

15.

Die Gemeinschaft der Weiber, welche der weise Plato in seiner sehr idealischen Republik ein-

...ren beliebet hat, dörfte ausser derselben so ... ungemächlichkeiten nach sich ziehen, und daher so vieler Einschränkungen und Präservative vonnöthen haben, daß wir keinem Gesetzgeber rathen wollten, die platonische Republik in diesem Puncte zum Modell zu nehmen.

Tlantlaquacapatli hält diese Gemeinschaft der Weiber, — welche, wie wir nicht läugnen können, in unsrer mexicanischen Colonie herrschte, und von den Aeltern auf die Kinder erbte, — für die hauptsächlichste Quelle der Verderbniß und Verwilderung der ältesten Mexicaner. Sie zog, sagt er, eine Menge schlimmer Folgen nach sich.

Die Werke der goldenen Venus, — wie es Homer nennt, oder, wie es unser Autor gerade zu nennt, das Geschäffte der Fortpflanzung, welches, nach den Absichten der Natur die Bande der zärtlichsten Liebe zwischen beyden Aeltern so wohl als zwischen den Aeltern und Kindern enger zusammenziehen sollte, — wurde durch diese Vielmännerey und Vielweiberey zu einem blosen animalischen Spiele, wobey eine flüchtige Lust der einzige Zweck und das einzige Gute war, das man davon hatte.

Die Liebe im edlern Verstande, die Liebe, die eine Empfindung des Herzens ist, hörte auf.

Eine

Eine Frau war für einen Mann — was die Hindin für den Hirsch ist; und vice versa.

Die Kinder waren nicht mehr das Liebste, was die Aeltern in der Welt hatten; ein Kind hatte gar keinen Vater, eben darum weil so viele Männer gleiches Recht an diesen Namen hatten.

Die Kinder wurden also mit sehr vieler Gleichgültigkeit, der Natur und dem Zufall überlassen; und weil sich die Mütter selbst so wenig als möglich mit ihrer Erziehung zu thun machen wollten, so entstand nach und nach die unmenschliche Gewohnheit, kränkliche oder gebrechliche Kinder wegzusetzen.

Die natürliche Liebe der Kinder gegen die Aeltern, welche ohnehin keiner der stärksten Naturtriebe ist, verlohr sich fast gänzlich; man war seinen Aeltern so wenig schuldig, daß man sich weder verbunden noch geneigt fühlte, sie mehr zu lieben als fremde. Daher die eben so unmenschliche Gewohnheit, abgelebte Leute, welche sich ihren Unterhalt nicht mehr selbst verschaffen konnten, Hungers sterben zu lassen.

Die Ausgelassenheit der Mutter hatte, ausserdem daß sie der Vermehrung nachtheilig war; auch natürlicher Weise die schlimme Folge, daß die Kinder eine desto stärkere Disposition zu der nämlichen

lichen Neigung erbten, welcher die Mütter am liebsten nachhiengen. Daher eine gewisse Salacität, womit ihre Nachkommen angesteckt wurden, und welche sich bey der unverdorbnen Natur nicht findet.

Auch die natürliche Liebe eines Menschen zum andern wurde von Grad zu Grade desto schwächer, da ihre Lebhaftigkeit hauptsächlich von der Zuneigung für die Glieder der Familie, in deren Schoos wir erzogen werden, abhängt; von der Gewohnheit geliebt zu werden, und wieder zu lieben, welche unserm Herzen mechanisch und zu einem der dringendesten Bedürfnisse wird; von den Beyspielen der Liebe, der Zärtlichkeit, der gegenseitigen Aufmerksamkeit und Dienstleistung, welche uns von der Kindheit an umgeben; lauter Bedingungen, welche in einer Gesellschaft keine statt haben, die nur durch den copulativen Instinct beyder Geschlechter, und den Trieb Heerdenweise mit einander zu lauffen, der den meisten zahmen Thieren natürlich ist, zusammengehalten wird.

Bey einer so grosen Schwäche der natürlichen Zuneigungen, hatten die eigennützigen Leidenschaften, die Begierlichkeiten, der Zorn, die Rachsucht, kein andres Gegengewicht als das physische Un-

vermögen. Ein jedes that alles was ihn gelüstete, ausser wenn er — nicht konnte. Daher Gewaltthätigkeit und Fehden ohne Zahl, welche sich, nachdem die Mexicaner zu vielen kleinen Horden aufgewachsen waren, in einen unversöhnlichen Haß einer Horde gegen die andre, und in ewige Kriege endigten, die so lange daurten, als von jeder feindseligen Völkerschaft noch eine lebende Seele übrig war.

Der emsige und erfindsame Fleiß, die Neigung zum Pflanzen und zum Feldbau, die Begierde Gemächlichkeiten zu erfinden und sich ein angenehmeres Leben zu verschaffen, welche die Mutter der Künste ist, — wurden im ersten Keim erstickt. Die Liebe für eine Frau, die wir als die Hälfte unsers Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in denen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen, — diese Liebe ist fähig, uns der Trägheit zu entreissen, welche den einzelnen Menschen mit jedem erträglichen Zustande zufrieden macht; — sie macht uns auf die kleinsten Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam, und setzt alle unsere Fähigkeiten in Bewegung ihnen abzuhelfen, ihnen zuvorzukommen. Nicht zufrieden, daß diese werthen Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir, daß sie an-

genehm

genehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir bessern unsre Erfindungen aus, und gefallen uns in einer Geschäftigkeit, welche diejenigen, die wir lieben, glücklicher macht. Alles dies hörte auf, so bald die zärtlichen Familienbande aufgelöset waren. Nach und nach sanken die Nachkommen von Koxkox und Tlaquatzin zu einer gefühllosen Trägheit herab. Sie behalfen sich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften oder holen Bäumen, und suchten in einem gedanken- und arbeitlosen Müssiggang das höchste Gut des Lebens.

So schildert uns, sagt Tlantlaquacapatli, die Geschichte, die Sitten unsrer ältesten Vorfahren. — Wie ungleich jener liebenswürdigen Unschuld, welche den guten Koxkox in den Armen seiner zärtlichen Kikequetzal beseligte, als sie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, die sich am Fusse des Gebürges Kulhuakan verbreiten! — Als Kikequetzal sich noch nicht träumen ließ, daß ein andrer Mann mehr Mann seyn könne, als Koxkox; und dieser noch nicht gelernt hatte, sich für unangenehme Augenblicke in seinem Hause in den Armen einer andern schadlos zu halten; als jedes dem andern noch die ganze Welt war; als Kikequetzal, wenn sie mit Emsigkeit an einem Bette von den weichsten Federn arbeitete, sich mit dem Gedanken aufmunterte: er wird desto süsser ruhen; und Koxkox, wenn er die Bäume wachsen sah, die er gepflanzt hatte, sich an der Vorstellung ergötzte, daß seine Kinder in ihrem Schatten

spielen würden. — Und wie wenig (setzt er mit einem Seufzer hinzu) wie wenig brauchte es, diese Unschuld zu zernichten! der verwünschte Tlaquatzin! Warum mußt' er sich in diese Gegend verirren! —

Doch Tlantlaquacapatli ist Philosoph genug, um sich bald wieder zu recolligiren, und zu gestehen, daß, wenn gleich Tlaquatzin mit der Tante, und ihren zwoen Nichten nicht gewesen wäre, hundert andere zufällige Begebenheiten, früher oder später, die nämliche Würkung hätte hervorbringen können; und er endiget seine Erzählung mit einer Betrachtung, welche wir aus voller Ueberzeugung unterschreiben. Die Unschuld des goldnen Alters, spricht er, wovon die Dichter aller Nationen so reizende Gemählde machen, ist unstreitig eine schöne Sache; aber sie ist im Grunde doch weder mehr noch weniger als die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen an die schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind seyn? Die Menschen sind nicht dazu gemacht, Kinder zu bleiben; und wenn es in der Natur ist, daß sie ordentlicher Weise nicht anders als durch einen Mittelstand von Irthum, Selbstbetrug, unordentlichen Leidenschaften, und daher fliessendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können — wer will darüber mit der Natur hadern?

Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens.

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

I.

Das menschliche Herz ist in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein unersättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins Unendliche, u. s. f. — Von wie vielen sinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerley Art ist dies nicht gesagt worden! — und wer hat es besser gesagt als Blaise Pascal?

Es giebt wenige gelehrte Gemein-Plätze (wenn uns erlaubt ist, das, was man locos communes nennt, durch dieses Wort im Teutschen zu bezeichnen) welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie, durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen, und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten. Vermuthlich hat es mit dem obangezognen die nämliche Bewandtniß; und wiewohl diese Meynung von der Beschaffenheit unsrer Begierden seit unfürdenk-

lichen Zeiten zu so vielen schimmernden Antithesen und spruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat, so könnte doch wohl seyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche, und Geheimnißvolle, welches einige deswegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bey genauerer Untersuchung verschwände, und es auch hier ergienge, wie es, nach Tlantlaquacapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, diesen Menschen zu finden, den die besagten scharfsinnigen und beredten Leute für unser allgemeines Ebenbild ausgegeben; und sollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl sonderbarer Menschen zu finden seyn, so ist mehr als wahrscheinlich, daß Demokritus oder Sokrates diesen letztern, eh sie sich mit ihnen eingelassen hätten, zuvor eine gute Dose von Nießwurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, sagte ich? Das ist freylich, was man schlechterdings thun muß, um den Menschen kennen zu lernen; und kennen sollte man ihn doch, um über ihn zu raisonnieren. Aber wo ist derjenige, der, in diesem wichtigen Geschäfte, sich nicht genöthigt sieht, über

das

das Vergangene durchaus, und über das Gegenwärtige größtentheils, aus fremden Augen zu sehen? Die wenigen Philosophen, welche seit dem griechischen Thales, aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu besehen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können; und Gemelli Carreri, der einzige, meines Wissens, der aus besagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert, und alle Meere durchirret zu haben vorgiebt. — dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philosoph.

2.

Es ist, im Vorbeygehen zu sagen, verdrieslich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Protinus, Proklus, Agrippa, die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreutze, und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach, blose Speculationen sind. Ein bequemer Wagen, von einem Paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sclave der wunderbaren Lampe zur Bedienung, wäre eine vortreffliche Sache, um einen

 Mann

Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten, mit allem, was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen, als seine Studierstube; mit einbedungen, daß er sich auch der Gaben der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condaminen selbst nur sehr unvollkommene Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeygehen gesehen haben; wenig besser gesehen haben, als wie man die schönen Schattenwerke in einem Savojardenkasten sieht. Wie viel würde dasjenige, was Baron von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse nennt, dabey gewinnen, wenn ein Philosoph, der irgend ein verwickeltes moralisches Problem aufzulösen hätte, — anstatt auf etliche unvollständige und wenig sichre Data hin, oder welches beynahe eben so viel ist, auf gerathewohl zu raisonnieren, oder, welches nicht um den Werth einer hohlen Nuß besser ist, aus willkührlichen Erklärungen und Voraussetzungen, Deductionen zu machen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Beobachtung wie Kartenhäuschen umgeblasen zu werden, — sich nur in seinen Wagen setzen, und sich in gerader Linie dahin führen lassen dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist, wo er weiter

nichts

nichts zu thun hätte, als die Augen aufzuthun, um zu sehen was ist, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses was, und die Bedingnisse dieser Möglichkeit und die besondern Bestimmungen dieser Bedingnisse a priori ausfündig zu machen.

Ich will hier dahingestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daß unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunct für die speculativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiß ist, daß wir uns bis dahin gern oder ungern, bequemen müssen, durch andrer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde, sagen, daß dieser Mensch, dessen Begierden immer ins Unendliche gehen, und sich an nichts Irdischem ersättigen, unter den Erdebewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beywohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

5.

Der Zustand der sogenannten Wilden

οἱ ῥα θεοισι πεποιθοτες αθανατοισιν
ὀυτε φυτευουσιν χερσιν φυτον, ὀυτ᾽ αροωσιν,

Die ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,
Mit Müßiggang sich auf Kosten der Götter begehen,
Wie Homer von seinen Cyklopen sagt: —

Und der Zustand der großen asiatischen Despoten, (eines Caliphen im alten Bagdad, oder eines Sultans von Indien, zum Exempel) scheinen die beyden äussersten Linien zu beschreiben, innerhalb welchen das, worinn die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; — und beyde scheinen zu beweisen, "daß sich der Mensch mit sehr wenigem befriedigen lasse."

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Esquimau, der Caraibe, der Hottentott — Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn?

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darinn überein, daß diese in unsern Augen so armselige Geschöpfe "sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten, und den blosen Gedanken mit uns zu tauschen verschmähen."

Der Lappe, unter seinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt

bringt seine Muse mit Tabackrauchen zu, (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica, gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat, und mehr Philosoph ist, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fodern dürfte, der Pater Charlevoix, zu: "daß sie glücklich seyen." Er versichert uns, daß, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der modernen Welt, nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daß sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heymath zurückgekehrt, und von allem was sie in Paris gesehen, nichts ungerne zurückgelassen, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig, hinzuzusetzen: daß es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bey ihnen gefallen lassen, daß sie sich nicht entschliessen können, in die Colonie zurückzukehren, ob sie gleich sehr bequem darinn zu leben gehabt hätten; aber daß sich jemals ein Wilder an die französische Lebensart

ge-

gewöhnt hätte, davon habe man kein Beyspiel; u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punct wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen, die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsere Bequemlichkeiten und erkünstelte Wollüste; bloß durch Freyheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen, und Tobak rauchen, gebt ihm, wenn ihm hungert, seine Portion Maniok, und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Brandtwein aus dem Schedel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will; das ist alles, was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsch, und erwartet selbst von jenem Leben keine höhern Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Caliphe, Sardanapal und Heliogabalus vor diesen Wilden voraus? Worinn ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget als seine Nerven ihre Dienste thun, von des Huronen seiner unterschieden?

Die

Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nehmliche. Ein ewiger Cirkel sinnlicher Ergötzungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun, oder etwas anders zu bedauren, als daß Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereyen der Natur, und allen Hülfsmitteln der Kunst zu Troz, endlich die wollüstige Scene schliessen.

Ein berühmter englischer Dichter, der Zeitgenosse und Rival des großen Shakespears, Ben Johnson, schildert in seinem Alchymisten, die innerliche Gesinnungen der meisten Sterblichen, unter der Person des Sir Epikur Mammon, nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte, und manchen Beutel ausleerte. Er hofft sich in kurzem in vollem Besitze des Steins der Weisen zu sehen. Das große Werk berührt beynahe den Augenblick seiner Zeitigung. In dreyen Stunden wird die Projection vor sich gehen. Welche Aussichten

sichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird sehr dadurch erhöht, daß er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er würklich schon im Besitz habe, spricht. In dreyen Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, alles was er berührt in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixier in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind, (wie er sagt) "aus abgelebten "Greisen wieder Jünglinge zu machen, wahre Mar-"se; fähig Liebesgötter zu zeugen! —" Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? — "Ich gedenke (spricht er in der Ergiessung seiner Freude) eine so große Menge von Weibern und Beyschläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst meines Elixiers will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules seiner war, robust genug, um es mit Fünfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen; Pflaum ist zu hart. Und dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Mahlereyen angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elephantis entlehnte; sie

sollen

sollen ganz ein ander Leben haben als diese matten Nachahmungen des schaalköpfigen Aretins — *) Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder so geräumig und tief seyn, daß wir darinn schwimmen können; und wenn wir wieder heraussteigen, wollen wir uns auf Schasmin und Rosen trocken wälzen. — Meine Speisen sollen alle in indianischen Muscheln, Schüsseln von Agath mit Golde gefaßt und mit Schmaragden, Saphieren, Hyacinthen und Rubinen besetzt, aufgetragen werden; — Karpenzungen, Haselmäuse, und Cameelsfüsse, in Spiritus Solaris und aufgelößten Perlen gesotten, **) u. s. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug

*) Ich habe in diesem Gemählde einen starken Zug weggelassen, weil er für deutsche Leser zu anstößig wäre, wiewohl ihn die Engländer sogar auf der Schaubühne ertragen können. Mammon sagt im Original:

— — — Then my Glasses
Cut in more subtil Angles, to disperse
And multiply the Figures, as I walk
Nacked between my *Succubæ* — —

**] Ben Johnsohn bringt hier, seiner Gewohnheit nuch seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerey der alten Römer machte aus einem Raffi-

denzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinneweben seyn soll —" Mit Einem Worte, die ausschweifendesten Begierden, in welche sich Sir Epicur Mammon, in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz, ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestation vonnöthen haben, daß ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heissen. Aber, ich kann mich eben so wenig verhindern zu glauben, daß, wenn Schaam oder Heucheley dem grösesten Theile der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu seyn, die Meisten gestehen müßten, daß sie, —

die

Raffinement von Sinnlichkeit und Muthwillen, eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Professor der catianischen Philosophie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen anticke Lautitias auf seiner Tafel haben, Karpenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seinen Lakayen, sagt er —

die Haselmäuse und Schweinszitzen, und die in Perlen gekochte Cameelfüsse allenfalls ausgenommen, — die übrigen Ingredienzien in das, was dieser comische Heliogabalus für sein höchstes Gut erklärt, sich sehr wohl gefallen lassen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an, das feinste, witzigste und politeste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander? Jener ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Name uns noch itzt Ehrerbietung gebeut; dieser einer von den seltnen Menschen, bey deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint; ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechtes zu stehen.

Und wie dachte der eine und der andere über den grosen Punct, wovon hier die Rede ist? Ihre Praxis kann, denke ich, am besten von ihrer Theorie reden.

Ich, (spricht Solon in dem kleinen Fragment eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat) weyhe den Rest meines Lebens der Venus, dem Bacchus und den Musen, den einzigen Quellen aller Freuden der Sterblichen, — Ich denke, das heißt sich sehr offenherzig

herausgelassen. Es ist, wenn man will, verfeinerte Sittlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang der weise Solon, nicht etwan in der Trunkenheit der ersten Jugend, sondern, wie der Silberlockichte Anakreon, in einem Alter, welches den Freunden seines Ruhms keinen andern Weg übrig läßt, als zu sagen, daß er, wie er so gesungen habe, zum zweytenmale kindisch gewesen sey.

Der grose Alexander, der in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften, der bescheidenste, der mäßigste, der enthaltsamste unter allen Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhme, oder richtiger zu reden, als der Enthusiasmus für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie, alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Allein sobald er einen grosen Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten her, mit jedem neuen Schritt, auf ihn eindrangen, sein Blut sich genugsam abgekühlt hatte, um auf den Rest desselben Verzicht zu thun, oder wenigstens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: So legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der

Glückseligkeit eben so denke, wie die gewöhnlichen Menschen. Von diesem Augenblick an, machten üppige Gastmähler, Bacchus-Feste, persische Weine, und persische Schönen den Gegenstand der Ergötzungen aus, womit er sich selbst für die Mühe belohnte, die er sich gab, um (wie er einst im Scherz sagte) die Athenienser von sich reden zu machen.

Pyrrhus, nach Alexandern der ruhmsüchtigste unter allen Griechen, giebt in seinem berühmten Gespräche mit dem weisen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine sehr naive Art zu erkennen, was in seinen Augen das ne plus ultra der Sterblichen war. Nachdem ihn seine durch Ambition begeisterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung, endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hat, fragt ihn Cyneas: Und wenn wir nun mit allen diesen Eroberungen fertig sind, was fangen wir alsdann an? — Was wir anfangen? sagt Pyrrhus; das versteht sich! dann bringen wir unser übriges Leben in Ruh und Müßiggang, in Schmäusen und Festen und Lustbarkeiten zu, und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein sehr aristippischer Plan

von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise Cyneas noch der weise Plutarch etwas anders auszusetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weise genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen, daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die grosen Männer des Alterthums wußten so gut als die Grosen und Weisen unter den Neuern, Geschäffte mit Ergötzungen, und das was sie dem Staat, mit dem was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen beweiset sich doch aus diesen Instanzen, was sie sich für Vorstellungen von der Glückseligkeit in concreto machten, und das ist was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir diese einzelne Beyspiele nöthig? Die hohe Meynung, welche die Erdenbewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher geheget haben, liegt am Tage. Wohl leben und Schmausen ist bey allen Völkern einerley; und womit enden sich alle grosen öffentlichen Handlungen, auch die wichtigsten und feyerlichsten, als

mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg, einander Ehre zu thun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen, oder sich einem Grosen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobey, nach Beschaffenheit der Gröse der Person, die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bey öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten angelegeners zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principalen durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? So gar, bey Geschäfften, welche die Austerität der Richter am Styx, und die Tugend eines Cato erfodern, nehmen Bankette und Ergötzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobey man nie nüchtern genug seyn kann. Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in essen, trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses alles, und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberflusse machen, und die Begierlich-

 keit,

keit, womit sich die übrigen angelegen seyn lassen, reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben; so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeder, bey allen Völkern, denen das Christenthum keine reineren Begriffe von der Bestimmung des Menschen beygebracht, über den Zustand der Seeligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer, und das Paradies der Muhammedaner sehen einander so ähnlich, daß sie Copeyen des nehmlichen Originals zu seyn scheinen. Ewige Muse, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreyen dieses Ideal von Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der grose Haufe so dachte, wenn wir sehen, daß die erhabensten Philosophen ihm hierinn mit ihrem Beyspiel vorleuchteten.

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nectar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der

sokratische Aeschines, einer von den würdigsten Schülern des weisen Atheniensers, schildert, aus dem Munde des Magiers Gobryas die bessere Welt, zu welcher er dem sterbenden Apiochus Lust machen will, als einen Ort, „über welchen „die freygebigen Horen *) einen Ueberfluß aller „Arten von Gewächsen und Früchten ausschütten; „wo reine Wasserquellen die blumichten Wiesen er„frischen, auf denen ewiger Frühling herrscht. — „Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen für die „Philosophen, und mit Schauplätzen für die Dich„ter; er läßt seine Seligen an Tischen, welche sich „von selbst decken, unter einer reizenden Musik, „sich gütlich thun, und von ihren Banketten zu „Concerten und Reyhentänzen aufstehen; und er „vollendet das lachende Gemählde mit zween Zü„gen, welche den allgemeinen Wunsch aller „Sterblichen zu umschreiben scheinen, und sich in „seiner Sprache, der wahren Sprache der Mu„sen, in vier Worte einschliessen lassen. — ΑΚΗΡΑΤΟΣ ΑΛΥΠΙΑ, und ʽΗΔΕΙΑ ΔΙΑΙΤΑ, gänz„liche Befreyung von Schmerz und Traurigkeit, „und ein Leben dem kein Vergnügen fehlt." — In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den

*) Die Göttinnen der Jahrszeiten.

den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen diesem Elysium, und dem Land der Seelen, wohin die Nordamericanischen Wilden ihre Verstorbene schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, welcher aus den Nüancen entsteht, welche sich natürlicher Weise zwischen den Vorstellungsarten eines politen und eines rohen Volkes befinden.

Ich weiß sehr wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht, und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unsrer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieses die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoroaster, und bey den Griechen Pythagoras und Plato von dem Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahm von den übrigen Sterblichen ausmachen, sich, wenig-

nigstens in der Speculation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet haben, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menschen erhöht ist, daß sie genöthiget waren, sie in sinnliche Bilder einzukleiden, um sich selbst einigermasen verständlich und ihre Leser oder Hörer gelüstig zu machen, dieser unsichtbaren Glückseligkeiten theilhaftig zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Instanzen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freyheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäfften, und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben, und könnte also diese Uebereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten, und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden, „daß die Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem zeitlichen Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen ganz nahe, und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläuftigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen;“ —

Nehmen wir hiezu noch die Betrachtung, daß nach dem unläugbaren Zeugnisse der allgemeinen

Geschichte, der gröseste Theil der Uebel, welche die Menschheit gedrückt haben, und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt werden, womit man diesen Uebel abzuhelfen vermeynt oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äusserste Verfeinerung der Sinnlichkeit des Geschmacks, und gewisser speculativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem Herrn Rousseau zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl läugnen läßt, — „daß beydes, Wissenschaften und Künste, sobald sie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwickelung einschränkt, — ΜΕΧΡΙ ΤΟΥ ΩΦΕΛΙΜΟΥ — so weit ein würklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft daher zu erwarten ist *) — aus-

*) Um einer unbilligen Mißdeutung, wozu gewisse gelehrte Beurtheiler sehr geneigt scheinen, vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das nützliche, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein καλος και αγαθος auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnterem und so weitschüchtigen Sinne nehme, daß selbst solchen

ausgeschweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich gewesen:"

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unsrer Perfectibilität nur bis auf einen gewissen Punct gestatten wolle, und den stolzen Versuch sich höher zu schwingen, mit nichts geringerm als dem Verlust unsrer Glückseligkeit bestrafe.

Wollten wir dem Herrn Rousseau glauben, so müßte dieser Punct nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern primitiven Stand anpreißt. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesem zu entfernen, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir wenigstens in jenen ersten Rudimenten des geselligen Standes, worinn man die americanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mit-

tel

chen gelehrten Beschäfftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich kleinen Einfluß in die Vervollkommung des allgemeinen menschlichen Systems haben, — von des gelehrten Olaus Rudbecks Atlantica, bis zu Altmanns gründlichem Beweise, daß die lingua opica eine Sprache sey, wovon weder er selbst, noch irgend ein anderer Mensch das mindeste verstehe, — eine Art von Verdienst übrig bleibt.

tel zwischen dem primitiven und zwischen der ausgelassenen Activität unsrer Eigenliebe zu halten *), und ist, seiner Meynung nach, dem Menschen der zuträglichste, den wenigsten Revolutionen unterworfen, kurz, der dauerhafteste und glücklichste, aus dem, wie er sagt, der Mensch nicht anders herausgetrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der um unsers allgemeinen Bestens willen sich niemals hätte ereignen sollen.

Wir werden uns in der Folge ein besonderes Geschäffte daraus machen, die menschliche Natur in den Caraiben, und ihren Brüdern in Brasilien, Californien, Canada u. s. w. zu studieren, und vielleicht werden wir sie in diesen ihren verwilderten Kindern sich selbst viel ähnlicher sehen, als es bey dem ersten Anblick scheint. Aber so beneidenswürdig werden wir ihren Zustand schwerlich finden, als es dem Herrn R. gefallen hat, sich ihn einzubilden. Die schrecklichen Gemählde, welche

*) Ce perlode du developpement des facultés humaines, tenant un juste millieu entre l'indolence de l'état primitif & la petulante activité de notre amour propre, dut etre l'epoque la plus heureuse & la plus durable. *Discours sur l'inegalité* p. 70.

che uns selbst der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt und so weit es die Grundsätze seines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit wiederfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenschaften, und den wüthenden Excessen, wozu sie sich dahinreissen lassen, macht, sind nicht sehr geschickt, uns den Zufall, (wenn es einer war) verwünschen zu machen, der uns von einem Zustand entfernt hat, worinn unmenschliche Gewohnheiten und barbarische Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur auf die seltsamste Weise contrastiren und für die Dauer der gemeinschaftlichen Glückseligkeit so wenig gesorgt ist, daß das Vergehen eines einzigen alle Augenblicke den Untergang seiner ganzen Nation nach sich ziehen kann.

5.

Man hat Ursache sich zu verwundern, wie Herr R. diesen Mittelstand zwischen thierischer Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückseligkeit der Menschen gebunden zu haben scheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins, als bey einem andern Volke zu finden vermeynt hat, welches nur darum so wenig bekannt ist, weil es, ohne so zu

schei-

scheinen, vielleicht das glücklichste unter allen ist; — einem Volke, dessen Sitten und Lebensart uns ein so reizendes Gemählde von Unschuld, Ordnung, Freyheit, Ruhe, und unerkünstelten Tugenden darstellen, daß wir versucht würden, die Beschreibung desselben für einen schönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverläßigkeit auf einem minder festen Grunde als dem Zeugniß des oben bereits angeführten Herrn Franz Moore beruhete, eines Augenzeugen, dessen gesunder Verstand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeiten seiner Nachrichten Raum läßt.*)

Dieses seinem Ursprunge nach ohne Zweifel arabische oder maurische Volk hat alle guten Eigenschaften, die man uns von den Beduinen anrühmt, ohne einige Mischung von ihren Untugenden. Die Pholeys (so nennt sie Herr Moore) leben Hordenweise, in einer Art von Städten, welche jedoch diesen Namen, in Vergleichung mit den unsrigen, nur sehr uneigentlich führen, da sie blos aus einer Anzahl bequemer Hütten bestehen, welche mit gemein-

*) S. The Wonders of Nature, and Art. Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360. seqq. und die allgem. Historie der Reisen Th. 3. S. 178. u. f. Das Buch des Herrn Moore selbst, wovon die letztere den Auszug liefert, ist mir nie zu Gesichte gekommen.

meinsamen Umzäunungen, mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menschen, umgeben sind. Wir würden versucht, zu sagen, das natürliche Gefühl, welches sich bey keinem andern Volke unverfälschter erhalten zu haben scheint, habe sie gelehrt, was für einen lächerlichen Contrast Wohnungen, welche für die Ewigkeit gebaut scheinen, mit dem vorübergleitenden Traum des menschlichen Lebens machen, wenn nicht ein mehr unmittelbarer Grund, warum sie keine festern Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäsigen Lebensart, und in der Freyheit läge, worinn sie sich erhalten wollen, den Ort zu verändern, so bald sie Ursache dazu haben. Denn ungeachtet sie auf beyden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negernlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt Moore) von den Königen desselben unabhängig, und brechen auf, so bald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigene Vorsteher, welche ihr Amt mit groser Mäsigung verwalten, und wenig Mühe haben, ein Volk, das, ohne eigentliche Gesetze, blos durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer so sanften und friedsamen Gemüthsart ist, und ein so habituelles Gefühl von Recht und

Bil-

Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen der etwas Böses thut, allen zum Abscheu ist, und niemand sich findet, der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen."

Da die eigentlichen Eingebohrnen des Landes (denn diese Pholeys sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug ihnen so viel Land einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die Pholeys sind die besten Viehhirten, und zugleich die emsigsten Pflanzer in ganz Nigritien, und da sie bey so vieler Arbeitsamkeit sehr mäsig leben, so ziehen sie vielmehr Korn und Baumwolle, als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Ueberfluß des Nothwendigen, und sie machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst, sondern erstrecken diese Gutthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jaloser, und andre Völker, unter denen sie leben. Sie sind gastfrey und leutselig gegen jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn, und ihrer

Hülfe

Hülfe vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Negern es für einen Segen halten, eine Pflanzstatt von Pholeys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bey aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was einem Pholey begegnet, interessiert alle, und sobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sclaverey zu gerathen, so vereinigen sich alle übrigen ihn loszukaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Pholey einem anderm Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinen Mangel an Herzhaftigkeit her. Denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Africa, und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit groser Fertigkeit zu bedienen.

Die Pholeys sind ein wohlgebildetes Volk, und verdienen schön genennt zu werden, in so ferne sich die Schönheit mit einer scharzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft, (sagt der P. Labat, dessen von dem Herrn La Rüe gezogene Nachrichten von ihnen in vielen Stücken mit Moore's seinen ziemlich zusammen stimmen) sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürliche Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der seiner wie-

wohl mangelhaften Beschreibung nach, einen Beweis giebt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambra — eben so gut als ehemals am Eurotas, und noch itzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio, und an den lieblichen Ufern des Hebrus verspühren lassen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieses Volkes, besonders bey den Weibern; eine unter den Afrikanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstätte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäsiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander, und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollen-Pflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; ausserhalb derselben ist auf der einen Seite ein groser Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich groser Bezirk, den sie mit indianischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daß hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daß sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzuthun könnte?

6.

O! Meine Freunde, (läßt Diderot seinen enthusiastischen Philosophen Dorval ausrufen)

wenn

wenn wir jemals nach Lampeduse gehen, um dort, ferne von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans, ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen, —

„Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! warum nach Lampeduse? — An die Gambra, zu diesem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen, dem einzigen in der Welt, bey welchem gute Menschen ausser Gefahr sind, unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird; welches durch eine zum Instinct gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt; welches niemanden beleidiget, und allen, die es erreichen kann, Gutes thut!"

„Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Namen Ehre machen! Bey dir bringt die Güte der Sitten ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Philosophie und Religion bey dem policiertesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewürken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand, und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel, die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgest, du verdammest niemand; keine blinde und grausame Partheylichkeit verschließt dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein nonsensicalischer Schwätzer, kein Sophist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt, um die sorglosflatternde

Einfalt darinn zu verstricken, kein heuchlerischer Marabou, kein feiler Cadi, kein raubgieriger Bassa, haben sich wider deine Wohlfahrt zusammen verschworen! — Glückliches, dreymal glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen, dich zu beneiden? — —"

Ein mittelmäßig erfahrner Leser begreift von sich selbst, daß diese enthusiastische Tirade noch lange fortdauren könnte, wenn es so sehr unser Ernst wäre als wir die Miene davon hatten. Was für eine feine Satyre liesse sich bey dieser Gelegenheit „über alle diese „Nationen machen, welche von der Weisheit ihrer „Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Poli„cey, von ihrem grosen Fortgang in den Künsten und „in den Wissenschaften so aufgeblasen sind!" — Was für eine demüthigende Vergleichung liesse sich zwischen uns Europäern, und diesen ehrlichen schwarzbraunen Pholeyern anstellen, „welche allen „unsern bewundernswürdigen Vorzügen zu Trutz, „das sind, was wir gerne seyn möchten, und es „eben deswegen sind, weil sie keine so mühsame An„stalten machen, keine so verwickelte, aus so unzäh„ligen Triebrädern so gekünstelt und so zerbrechlich „zusammengesetzte Maschinen spielen lassen, um zu „werden, was man so leicht seyn kann, wenn man „die Natur zur Führerinn nimmt." —

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken, und feinen Sprüchen! Aber, wie gesagt, wir haben keine Lust, und auf Gemein-

meinplätzen herumzutummeln; und so schöne Sachen sich auch immer über diesen Gegenstand sagen liessen, so möchte doch wohl schwerlich eine darunter seyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Sevarambenländern, womit wir seit mehr als zweyhundert Jahren so reichlich beschenkt worden sind, schon mehr als einmal gesagt, und vielleicht schon so abgenutzt worden, daß sie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich ist.

Eine Mischung von Wahrheit ist freylich immer in dergleichen Declamationen; aber was nützen schielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerinn nehmen! — Nichts ist bälder gesagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in Einer immer fortlauffenden Linie von der Natur entfernt hat?

Das Beste ist, daß dieses Volk, so gut als ein Comet der sich einmal von seiner Sonne verlauffen hat, (wofern ihm nicht unterwegs ein ausserordentliches Unglück zustößt) unfehlbar einmal wieder zu ihr zurücke kommen wird.

Aber, wird es nicht wenigsten eben so viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — und diese Wiederkehr zu befördern, sie zu beschleunigen, und neue Ausschweifungen zu verhindern; dazu werden wohl ganz andre moralische Kräfte als frostige oder warme Declamationen erfordert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt lassen, daß ungeachtet Herr Franz Moore, unsers Wissens, ein sehr ehrlicher Mann, ein Mann von sehr gesunder Vernunft und (was hier allerdings in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter, und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist; dennoch seine Nachrichten von den Pholeys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beym ersten Lesen; aber beym zweyten hat man so viele Fragen zu thun, und bekömmt so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dies ist der Fall der allermeisten von diesen grosen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch, als zur Zeitkürzung ihrer Leser, oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten, würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut wäre, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bey einer genau prüfenden Beobachtung.

Und gesetzt auch, wir würden sie in allen Stücken so finden, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabey bleiben, daß dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreyheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende ist auf dem ganzen Erdboden ein Zug, welcher diejenige Classe von Menschen bezeichnet, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstande leben.

Eben dieses gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns an den Pholeys anpreißt. Diese ist allenthalben, wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande gegen den der Viehische beneidenswürdig ist, herabgewürdiget hat, — verhältnißweise auf dem Lande viel gröser als in den Städten.

Moore giebt zu verstehen, daß es auch unter seinen Pholeys Leute giebt, welche zuweilen Böses thun. Freylich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann als in einer grosen; und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können, oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmal moralischmöglich sind.

Im übrigen ist es sehr glücklich für die guten Pholeys, daß sie ringsum von schwachen, trägen, und we-

nig unternehmenden Völkern umgeben sind, welche überdies mehr dabey zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freyheit lassen, als wenn sie versuchen wollten, sie zu Sclaven zu machen. Sollte das letztere einmal irgend einem Könige im Negernlande einfallen, so würde ein so kleines Volk unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt, oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit ist also bloß zufällig, und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit? — In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach solche Pholeys waren; da sie in unzählbare kleine Horden abgesondert von Jagd, Viehzucht, und einer Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Gränzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das menschliche Geschlecht nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in grose zusammenfliessen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge, die ihn umgeben, gewurzelt sind, als daß man zweifeln dürfte, wofern durch eine abermalige Catastrophe alle Erdenbewohner bis auf eine einzige Familie zusammenschmelzen würden, daß die Nachkommen

dieser Stifter einer neuen Welt, mit der Zeit, nicht eben diese Zufälle erfahren, und daß diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenige die mit den Abkömmlingen Sems, Chams, und Japhets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart, und von so unschuldigen Sitten als die Pholeys sind, oder die Negern des Priesters Abulfaouaris, vor seiner Ankunft bey ihnen, waren, ist unstreitig glücklich, und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermisset, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt, und also auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher als irgend eine grose Nation in dem Stande worinn sich die Sachen dermalen noch befinden, es seyn kann. — „Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn als es itzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre?“ — Ja, aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Phantasie Stoff zu reizenden Gemählden von einfältigschöner Natur und arkadischer Sitten darbieten; der Punct kann sie nicht seyn, bey welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen. Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Punct ihrer Bestimmung hienieden

nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlauffen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem grosen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammengestimmet, daß ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Aeusserste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äussersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese minieren einen Staat so lange, bis er endlich zusammenstürzt. Aber wenn sich ein solches Phänomen in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunct ereignet, wo zugleich die Philosophie und der ganze Inbegriff der nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in kurzem, neubelebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder emporheben, und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigeu. Ein Phänomen, von welchem, aller Wahrscheinlichkeit nach, manche die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften!

9. Der

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau und alle weitern Progressen sind zwar, dem Anschein nach eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, Herr Rousseau! Die Vereinigung der Menschen in grose Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, und befördert hingegen die Vollkommenheit der Gattung.

Der polizierte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund nicht so hehende, nicht so herzhaft, nicht so frey, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. — Dies ist von dem grösesten Theile der Einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der polizierte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendlichmal besser zu bedienen, ist unendlichmal geschickter seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendlichmal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendlichmal mehr Herr über die Natur, u. s. w. — Alles dies ist von den mei-

sten

sten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Herr R. hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabey zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden, oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem primitiven Stande noch nahe ist, ein Palladio, ein Raphael, ein Erasmus, ein Galilei, ein Corneille, ein Metastasio, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton gebildet werden. — Und wer kann so unwissend, oder so unbillig seyn, die grosen Vortheile zu mißkennen, welche sich, nur allein von zehn solchen Männern, unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten, und mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in grosen, oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, *) durch eine wechselsweise Würkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben, — um der Vortheile zu geniessen, die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?)

*) Die alten griechischen Republiken waren von der letztern Classe.

nöthigt hundert tausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur das Principium der Trägheit selbst, dessen Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle von Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in grose, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander ohne die unzähligen Collisionen der mannichfaltigen Interessen aller dieser grösern und kleinern Systeme von Menschen, würden die edelsten Fähigkeiten unserer Natur ewig in Embryon eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen niemals zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer animalisch bleiben. Mit stupiden Augen würde er den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey, die innern Bewegungen dieses unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden seyn, seinen geistigen Gedanken einen Leib zu geben, und die leisesten Regungen seines Herzens andern verständlich zu machen. Tausend bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witz nicht entdeckt worden, und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht ver-

schö-

schönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren.

10.

Es ist wahr, alles was, von dem Hermes der Aegypter an, durch die weisesten und würksamsten Geister, durch die Heroen, durch die Gesetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moralischen Welt, zum allgemeinen Besten der Gattung noch gewürkt worden ist, besteht nur in Bruchstücken, in Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet daliegen. Aber es ist eben so wahr, daß diese Materialien nur auf die Vereinigung günstiger Zufälle mit der zusammengestimmten Activität groser Seelen warten, um zu dem Einzigen Werke,

ke, was würdig ist, jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Philosophie, und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — Ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Würksamkeit ist es aufbehalten, das grose Werk zur Vollendung zu bringen, und allen Völkern des Erdbodens, — dieses Sonnenstaubs in dem grenzlosen All der Schöpfung. — Eine brüderliche Nation von Menschen zu machen, welche durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespenste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügigen Absichten und verächtliche Privatleidenschaften wider einander empört sondern von dem seligen Gefühl der Menschlichkeit durchwärmt, und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in Ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Würksamkeit ist es auf-

be-

behalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweyt, und unter euch selbst uneins, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen. Getheilt werdet ihr, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der Einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Schimäre sey. — Ist es eine Schimäre? — Nun so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht alles zusammengenommen eine so schaale, so bürleske, so nonsensicalische Tragi-Comische-Pastoral Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schaalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokraten und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleone, von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens
Aus den Archiven der Natur gezogen

Carlsruhe 1776

P.o.germ. 1208-213
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117927-5
VD18 11520787